Einhart der Lächler

Roman von

Carl Hauptmann

Marquardt & Co.
Berlin

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

LG
H37466

Einhart, der Lächler

Roman von Carl Hauptmann

Erster Band

Marquardt & Co., Berlin W. 50

11766
25/7/11

In teuere, treue Hände

Published December 18, 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905 by Marquardt & Co. in Berlin

Alle Rechte vom Verfaſſer und Verlage vorbehalten

Dieses Buch wurde bei Oscar Brandstetter in Leipzig gedruckt. 50 numerierte Exemplare wurden auf echtem Büttenpapier abgezogen.

Einhart, der Lächler

Roman in 2 Bänden

Erstes Buch

Erſtes Kapitel

Wenn jetzt einmal die Seelen von Einharts Vater und Mutter rein für ſich gegeneinander klangen, was faſt nie mehr geſchah, war es nur eine monotone Diſſonanz. Laut oder heimlich. Einharts Vater war ein gewichtiger Ordnungsmann, ſchon als er die junge, wohlhabende Zigeunerdirne heiratete. Er war ein peinlich pflichtgetreuer Beamter, der damals ſchon eine höhere Poſtverwaltungsſtelle in einer kleinen Stadt verſehen, ein Mann von ſtrengen, ſoldatiſch gebundenen Formen im Umgang, mit ſcharfen, ſchwarzen Augen, die wenig und kurz lachten, ſo nebenhin nur, die ſelten aus der Würde kamen — mit einem dunklen, ſtrengen Schnurrbart, der ſo voll ſtand, daß die Hand ſich nie um ihn kümmerte, die ſchon damals ſteif herabhing ohne Geſte, wenn ſie nicht eifrig und flüchtig mit dem großen Rohrhalter ihre Arbeit tat — oder auch leicht gebieteriſch ſich ſtreckte, wenn Herr Selle Anordnungen gab, oder etwas verwies.

Wenn jetzt, in den wirklichen Widerwärtigkeiten mit Einhart, Herr Selle erregt im Zimmer hin- und herging, mußte er die Hände auf dem Rücken feſt zuſammen nehmen, ſo gleichſam ſich ſelbſt noch mehr

bindend, daß er nicht doch einmal seine Würde ganz vergäße und dreinschlüge unter die phantastische, traumäugige Zigeunerbrut. So wenigstens deuchte es jetzt dem alten Herren, wo Einhart ein Jüngling geworden ganz mit den sanften, rabenschwarzen, unerwecklichen Glutaugen der Mutter und mit einer Seele voll regloser Verachtung gegen alle Wünsche und Forderungen, so weit sie von Vaters Seite kamen und ein geordnetes, bürgerliches Fortkommen betrafen, und die einfach wie Meerwasser von einer Öljacke abtroffen, selbst wenn wahre Gewaltwogen der Sittlichkeit den nur halb in dieser Welt des Scheins sich aufhaltenden Sinnierer und Lächler zu erschüttern und auf rechte Wege zu bringen versuchten.

Es war ein Irrtum von Herrn Selle, daß ihm schien, als wenn er schon früher, so gleichsam von Anfang an, Frau Selle mit den strengen Blicken des Vorwurfs angesehn. Wenn es auch Geistesgemeinschaft nie zwischen ihnen gegeben. Dessen hatte Luisa nie bedurft. Flammen waren zusammengeschlagen. So gebunden er auch gewesen, stolz und würdig, die heißen Flammen schmelzen noch immer die Erstarrungen. Flammen waren aus der jungen

Dunklen gekommen. Sie hatte noch jetzt Augen von verzehrender Sehnsucht. Wie sie ihn angesehen, der jung und kalt geschienen, hatte sie den Fels schmelzen wollen. Sie war wirklich eine Zigeunerin von Blut. Sie hatte wohl als einzige Tochter im Hause gegolten. In Wahrheit hatte man das Kind an der braunen Brust einer Zigeunermutter, die betteln kam und sich krank hingeschleppt, gesehen, es richtig gekauft und angenommen an Kindesstatt. Natürlich war Luisa dann im Bürgerhause in sanfter Erziehung aufgewachsen. Nur noch im Blicke lag manchmal etwas Demütiges oder auch Wildes, was leicht einsank und sich vergaß, daß das Mädchen dann lange wie erstarrt geschienen. Schön war Luisa nie gewesen, braungelben Gesichtes, ein wenig schmal und leicht welk. Etwas Kochendes, etwas Verzehrendes im Blicke nur. Aber das kam nur von ferne. Als wenn ein weiter Garten stiller Traumblumen läge in Demut und Trauer, und über hohe Gitterstäbe sähe der Haß herein mit spitzen, gelben Blicken. Aber ihre dunklen Augen lachten dann auch gleich, wenn der Haß kam. Daß Herr Selle wenn nicht eine sanfte, doch eine achtlos versöhnte, hinlachende Demütige in beginnenden Uneinigkeiten vor sich ge-

habt, als die Gluten Luisas kälter geworden, die ersten Kinder an ihrer Brust gesogen, ihr Auge wie einer Raubtiermutter Auge, ihr schlanker, jäher Leib wie einer Tigermutter Leib zum Haßsprunge bereit über der Brut gewacht. Damals hatte Herr Selle nur eins ums andere der dunklen, lieblichen Mädchenkinder in Luisas Fürsorge und zehrender Mutterpflege angesehen, und hatte Frau Selle nur wieder heiß begehrt, eine Jugend die andere, schmachtend und unbesonnen, und durch keine Harmonien anders gebunden, als die Glut des Blutes und der Sinne, und es war in ihm wirklich immer wieder Würde und Pflicht und sonstiges sittliches Meinen in des Begehrens heißer Quelle ertrunken.

Das war lange her.

Einhart war jetzt über die Sechzehn, noch sehr schmächtig und fast wie ein Knabe. Es waren außerdem vier Schwestern im Hause. So kamen sie nach der Reihe: Johanna, Katharina, Einhart, Rosa und Emma. Mutter und Vater kannten sich kaum noch. Leib und Leben stand nun da und hier. Herr Selle sprach jetzt überhaupt nicht. Oder wenn er sprach, sprach er zu niemand recht, nur so mit ernstem Blick in die Luft. Er hatte eine hohe Stellung er-

klommen. Auch Frau Selle fühlte das. Er war geheimer Rat. Die schwarzäugigen Töchter sahen an ihm auf und streichelten ihn. Sie versuchten ihm auch in die Augen zu sehen. Wenn es jetzt ein Zerwürfnis gab um Einhart, der wie ein schriller Ton allmählich in dumpfes Brüten klang, dann vermochten die phlegmatischen Zigeunerfräulein, die sie fast alle schon geworden, doch noch wieder schlau die Dissonanzen leise zu verstreichen. Sie stillten der Mutter dann oft plötzlich aufquellende Ratlosigkeit mit leicht gesponnenen Schmeichelgeweben und umstellten den erregten Herrn Geheimrat, der im Schlafrock eifrig auf dem weichen Teppich hinschritt, noch immer mit auf dem Rücken fest verschränkten Händen, und ließen ihn nicht aus ihren Liebesblicken. Dann gab es noch immer eine Heiterkeit schließlich.

In Frau Selle, die jetzt verwelkt aussah, nicht sehr fett, nur gelb und verzehrt, kam dann aus dem Sich-ratlos-wissen, das wie ein Aufkochen im Blick gefunkelt, das leichte, lässige Verachtungslachen, das fast in Demut vor den jungen Augen sich weghob.

Mit den vier Töchtern war Frau Selle heimlich eins. Und der strenge Herr Selle ergab sich Schmeichelwort und Schmeichelblicken der vier dunklen

Schönen, die in dem Bruder Einhart ein geliebtes Rätsel sahen, und Rosa, die dritte, das eigentliche Ereignis anstaunte.

Nämlich das war es zumeist: Es war ein strenges Pflichtleben, das Herr Selle führte. Er hatte nur Reglementbücher und Reskripte vor seiner Seele, mußte immerfort nur an solche Dinge denken, die im Grunde für seine Seele nichts bedeuteten, nur für seine Pflicht. Die Inventarien der großen Posten, lange Berechnungen für all die Sendungen, deren Seelen in Kuverts verborgen steckten und ihn nichts angingen. Das erfüllte ihn. Er hatte sogar im Traume oft nur Zahlen in seiner Seele. Seine Seele war wie eine graue Kammer, in der nicht einmal die Dinge selber, nur Merkzeichen und Nummern von den Dingen noch hingen. So lebte er in der großen Mietwohnung mitten in der engen Straße der Residenzstadt ohne Störung und durchaus zufrieden. Da sah er unten die bekannten Menschen gehen, die ihn ehrten und grüßten, die ihn in seiner Würde kannten. Und es fehlte nicht das heimliche Gefühl, daß die Würde mit den Jahren noch zu höheren Titeln und Auszeichnungen anwuchs.

Aber Frau Selle träumte und die Töchter träumten. Wenn die auf der Straße oder gar in den Frühlingsanlagen allein hingingen, sahen sie wie eine Schar huschender Vögel aus, im Begriffe und bereit, die welke, gelbe, in vornehm bürgerliche Hüllen maskierte, fremdartig-jähe Mama mit sich irgend wohin empor und fort zu reißen. Alles war dann stürmisch und laut, verträumt und rücksichtslos. Sie kümmerten sich um niemand. Ihre hastigen Stimmen klangen alle ein wenig heiser. Miteinander allein vor der Mutter war eine jede wie losgebunden. Eine jede hatte für sich etwas Versucherisches im Blick. Wenn Männer kamen, sahen sie nicht scheu. Aber diese Art war mehr nur Mut aus der Höhe, mehr wie ein herausfordernder Widerstreit, der manchen hart traf wie ein Schlag, daß er sie dann verfolgte und fast wie einen Trotz der Liebe empfand. Lose, ungehaltene, schöne, dunkelfarbige Zigeunerdirnen in fließenden Frühlingsroben wie helle Küchlein um die alte Glucke. Die aber freilich dann gesetzt sich reckten und wie vornehme, stolze Fräulein gingen, wenn der Herr Rat Selle es einmal in Würde selbst unternahm, Sonntags mit hinauszuwandern und neben Frau Selle

stumm und steif emporgereckt in den Frühling zu ziehen.

Die blühenden Kirschen entzückten auch ihn. Wenigstens bekamen seine Augen einen richtigen Krähenfuß, der die ganze Zeit starr an der Schläfe stand. Und er nahm auch eine Blüte, die die älteste Tochter Johanna ihm sanft und mit Grazie lachend ins Knopfloch gesteckt. Indes Katharina und Rosa und Emma um ihn draußen, wo sie Kuchen und Kaffeeflaschen am Waldsaume ausgepackt, sich wohlig träge dehnten. Während Herr Selle mitten auf einem Plaid aufrecht saß, umbaut von einem Gehege von Blütenästen, die die vier Dirnen im Übermut von Obst- und Weidenbäumen am Damme herabgerissen.

Frau Selle war dann kindlich und weich, trieb sich achtlos allein auf der Wiese nach Blumen herum, kam mit Sträußen und streichelte jetzt auch einmal Herrn Selles straffe Wange, die sich mit halbem Blick Mühe gab, wie lachend auszusehen.

Wer die Menschen dann von ferne sah, mochte an glückliche Menschen denken.

Frau Selle, so in Freiheit und unter Blüten, träumte dann hin. Und die schwarzbraunen Töchter träumten und dehnten ihre jungen, schmieg-

samen Leiber der Frühlingserde nahe, mit einer Seele voll unbestimmter, heimlicher Glut. Und Herr Selle saß strengaufgerichtet, ließ es sich schmecken und trank den Kaffee, in den sich fast wunderlich ein Beigeschmack mischte, den er monieren gewollt, ehe er heiter merkte, daß es der Blütenduft des Frühlings selber war.

Freilich gab es gewöhnlich zum Schluß dann ein Ärgernis, weil Einhart zuerst zurückgeblieben in der Absicht, etwas von dem Gesehenen in sein Skizzenbuch abzuzeichnen, und weil es sich dann gewöhnlich herausstellte, daß er nicht mehr sich zur Familie herzugefunden. Herr Selle fand das unbegreiflich, machte Frau Selle für derartige Verträumtheiten durchaus verantwortlich, und man zog oft nicht ohne neuerwachten Groll in die zweite Etage des grauen Miethauses ein. Der Vater hatte nun wieder sein altes Mißtrauen. Er meinte in gedämpfter Empörung gar, Frau Selle unterstütze den Trieb. Er gab zu verstehen, daß der Junge mit Absicht den Weg verfehlt, wenn Einhart daheim sich damit zu entschuldigen suchte. Es gab eine richtige Dissonanz aus diesem Frühlingsgange, in die nur mühsam stimmend dann Johanna, Katharina und Emma ihre

Blicke und Worte einmischten, Einhart stumm und dumm, die Mutter stumm und ihre Augen demütig und gleichgültig machten, bis Rosa mit leiser Zärtlichkeit zugleich des Herrn Selle Augen fing und seine Wange sanft strich.

Zweites Kapitel

In der Familie Selle ging offen alles nach dem Geheimrat. Der strenge Geist waltete immer, solange der alte, sehr gerade aufrechtgehende Herr im Hause war. Und nichts war zu spüren, daß von Blutswegen in des Geheimrats Hause im Grunde noch immer etwas von einem ganz fremden Geiste und Leben umging. Außenhin waren die Selles, wenn man sie auch da und dort neckend die Zigeuner nannte, eine ganz vornehme Familie. Bis auf den gelbbraunen Hautton von Frau Selle und die lässig trägen Bewegungen jeder einzigen dieser vier dunkelfarbigen Töchter, die sich in den teppichweichbelegten Zimmern am Klavier oder vor einem Malwerk halbtätig amüsiert herumdehnten, hätte man beim ersten Eintreten ins Haus an nichts anderes denken können.

Herr Selle hatte alles Phantastische durchaus fern gehalten.

Der Flur war fast zu voll gestellt. Der Eintretende, wenn er sich beim Ablegen des Mantels oder so auch nur eine Linie weiter ausrecken mußte, lief Gefahr, Leuchter oder Schirmlampen oder eine Hutschachtel oder Vase gar mit Blumen, die dort

im Verborgenen kümmerlich blühten, herabzureißen. Das sah durchaus nicht phantastisch aus. Eher, wie das Entree bei einem Händler, der gleich im ersten Eindruck verrät, daß nun erst drinnen in allen Räumen Schränke und Schübe mit gutem Hausrat überfüllt sind.

So schlimm war es nun innen nicht. Da brachte doch der vergilbte, blaue Plüsch im Mittelraume, der auf einem großen Sofapolster und zwei Sesseln sich ausgebreitet, ein wenig Buntheit. Und gar im Salon der Frau Selle daneben zeigte der weiche, große Teppich, der noch ziemlich neu war, eine riesige, blaue Blumenstaude mitten in den gelben Spiegel eingewoben, was man kaum hätte denken sollen, weil Herr Selle selbst diesen Teppich zum Geburtstag für Frau Selle ausgesucht und gekauft hatte.

In diesem Salon stand auch ein Schreibtisch für Frau Selle, obwohl Frau Selle selbst eigentlich nie schrieb, und so nur die Töchter, die sich sogar im Hause Briefe schrieben, um ihren Lebensdrang heimlich auszutoben, sich um den Platz davor zanken oder barsch anfahren konnten.

Alle Phantasmen waren aus diesen Räumen

und von diesen Menschen sichtbarlich völlig fortgetrieben, solange der strenge Blick des Herrn Selle alles zusammenhielt und beherrschte. Es kam dazu, daß in dem Arbeitszimmer des Herrn Geheimrat selbst lange Reihen Bücher in gleicher Uniform, unermeßliche Registerreihen von A bis O oder Z standen, kalt papieren gebunden in Grau, so daß nur die Rückenschilde grün oder rot zu glänzen wagten. Und an den wenigen schmalen Wandflächen, die frei geblieben, hingen kleine Medaillonbildchen, gelehrte, steife Gesichter mit Brillen auf der Nase, die aussahen, als hätten sie auch schon ewig in Registern und Buchstaben herumgesucht. Denn Herrn Selles Vater war ein berühmter Altertumsforscher gewesen, ein versunkengrabender Kenner aller ehrwürdigen Dokumente deutscher Vergangenheit. Herr Selle liebte diese Tatsache mit strengem Stolz in der Familie zu betonen. Er selbst bedauerte dabei hundertmal im Leben, sich in diesen Quellen nicht haben gründlich erquicken zu können.

„Aber bei mir zu Hause hieß es, verdiene bald! Wir waren zwölf Kinder. Bei meinem ehrwürdigen Herrn Vater gab es dann gar keine Unklarheit, keine Fata morgana. Er sah und bestimmte. Da gab

es kein Widerreden. Und schließlich kann ein tüchtiger Mensch sich an jedem Platze bewähren," sagte er dann mit einer entfernten Genugtuung. So waren aus solcher Erinnerung auch die Namen der Kinder bis auf den ersten, der von Frau Selles Pflegemutter stammte, deutsch geworden. So hießen die Kinder also: Johanna, Katharina, Einhart, Rosa und Emma. Denn mit Knaben war es bei Einhart geblieben.

Und es lag unter Namen, die „aus dem deutschen Altertume" stammten, und unter dem strengen, farblos-gleichmäßigen Pflichtenleben, und in dem phantasielosen Gehäuse, darein Herr Geheimrat Selle und die ganze, dunkle Geheimratsfamilie eingefangen war, der alte, unversiegliche Quell Sehnsucht und Traum der Seele ganz verschüttet.

Sicherlich ganz verschüttet.

Denn schon Frau Selle war als Mädchen von kleinlichmahnender, innigversorgter Bürgerliebe umgeben gewesen, hatte es nur zu gut gehabt, hatte sich schmücken und einzig tun können, und hatte in solchem leichtsinnig-schwärmerischen Flitterleben die heimlichen Flammen ihres hüpfenden Blutes verflackern lassen. Schon ihre Augen und Seele

hätten nicht gewußt, wo für ihre Sehnsuchten groß anderes finden? Nun gar die der vier Mädchen, die eines Geheimrats Töchter waren.

Der Feuerbrand der alten, treibenden Natursehnsucht, die Atemnot in engen Räumen, die Lust ins Unbestimmte hinaus, wie Vögel ziehen nach südlichen Paradiesen, oder wie Winde ziehen, in Wipfeln zausen und mit vom Knospenduste vollgesogenen Kuß lustig weiter wirbeln über Heide und Weide und Waldtäler, in Traumfetzen regten sie sich in den Geheimratsdirnen, in den trägen Bewegungen der jungen, jachen Leiber, in einem flüchtigen Blick wie im Hasse und Streite kam daran eine Erinnerung. Aber alles wäre auch hier wie in der Mutter ohne Deutung und Sinn gewesen, ohne Drang, ohne Hoffnung, ohne Nachhall und Darstellung, solange das Jungvolk eitel der Wohlhabenheit starre Ehren genoß —: wäre nicht eben unter dem Namen Einhart ein rechter Nimmersatt von Traum und Verachtung, ein unheilbar Unbürgerlicher, einer, dem es aus langem Wandertum der Urväter mit heißen Purpurbildern im Blute umging, verborgen gewesen.

Herrn Geheimrat Selle schien dieser Bengel bald hoffnungslos. Man kann sagen, die ganze Geheim-

ratsfamilie wäre wie ein erstarrtes Idyll in Dunkelfarben erschienen: Der Herr ein grauer Kraterrand und drumherum viele stille, lockende Blumen auf der erstarrten Lava erwachsen. Wenn nicht Einhart im Grunde ein brennendes Feuer, eine ohne Absicht ungebändigte, ziellos aufquellende Lebenssucht heimlich mit sich getragen hätte, aus Ehre und Schranken der grauen, eingeschnürten, kleinen, sonnenlosen, getünchten Pflichtenwelt auf irgend eine, ihm selbst in dieser Jugend noch völlig unklare Weise zu entfliehen.

Wie dieser Junge mit seinen sechszehn Jahren schon allein aussah! Schlank, fast wie wenn er Vogelglieder hätte. Ganz gerade gewachsen. Aber auch einen schmächtigen Vogelhals. Und fettes, rabenschwarzes Schlichthaar, davon Strähne immer in die Stirn fielen. Das Gesicht sehr mager und gelb. Die Augen in Dunkelweiß so tief funkelnd, wenn er haßte oder in Abwehr aufblitzte, obwohl er meist eine fast lächerliche Gutmütigkeit und scheue Einfalt zeigte, und fast nie wußte, ob er gelebt oder nur geträumt, was er redete.

Heimlich rauchte er, wo er konnte, gleichgültig was.

Die Schwestern steckten ihm allerhand zu, und die Mutter desgleichen.

Eine feine, schmale Stirn, daran eine leichte Aderschwellung in Zeiten der Freude, hatte er, eine feine, schmale Nase und gerade, schmale, frohe Lippen, aus denen die vom Rauchen leicht gelben Zähne sahen.

Wer ihn so betrachtete, war entsetzlich erstaunt, daß dieser junge Mann Einhart hieß, und noch mehr darüber, daß er eines strengen Geheimrats Sohn war.

Man konnte ihm anschaffen, was man wollte. Alles war gleich hin. Man konnte ihn mahnen, sorgfältig und auf seine Reinlichkeit achtsam zu sein. Es gäbe keinen, der in solchen Träumen leben und noch hätte wissen können, wofür man Seife und Wasser brauchte und wie die Traumdinge reiner waschen? Er selbst ging vor sich im Traume hin, und hatte nie ein Gefühl, daß er je und je Schmutz an Haaren und Halse, Nägeln und Händen, und an seinen Kleidern mit sich brachte, wo er ging und stand. Nun, daß da gerade Herr Selle nicht glücklich war über solches zuchtloses Leben, kann man begreifen. Es gab jetzt ewig Szenen um

Einhart. Man mußte sich allmählich schämen, wenn er einmal von den Schwestern unbemerkt unter Besuche hereingekommen. Draußen putzten und säuberten ihn dann erst die Schwestern. Und er lachte kindlich dazu.

Die Mutter hatte heimlich einen Hang zu ihm. Wenn sie ihn auch nur sah, strich sie ihm immer flüchtig die gelbgraue Wangenhaut. Der Mutter gegenüber war auch er immer geradezu wie ein demütiger Hund. Es lag in ihr für Einhart etwas, was er sinnlos und wie nichts in der Welt liebte. Und für sie schien sich in Einhart wieder herzustellen, so ins Unbestimmte, was sie immer verloren gefühlt. So sah Frau Selle mit träger Verachtung fast, wenn sie alle erst um den Tisch saßen, zu Vater, aber zu Einhart mit jäher, heimlicher Glut in den Mienen, die so graugelb waren, wie seine, nur welk und alt.

Und Frau Selle hatte es oft für sich amüsiert, wenn er das Essen verpaßt, draußen in der Sandkuhle gelegen, Igeln nachgetrachtet im Weizenfelde, mit Kindesblicken ewig einer Lerche Jubel zugestarrt bis zum Blenden, und statt des Kalbsbratens mit trüber, dünner Sauce daheim einfach Ähre um

Ähre vom Weizenfelde ausgekörnert und mit seinen Zähnen, unter Träumen oben im Hirn, zermahlen hatte.

Dann hatte er ihr alles umständlich erzählen müssen, daß Frau Selles Augen unaufhörlich dabei lachten. Auch wenn es schon Auftritte gegeben mit Vater. Wobei Mutter natürlich gar nicht erst hatte wagen können, gegen dessen Wünsche und Bestimmungen aufzukommen.

Aber heimlich, da hatte man beisammen gesessen, wenn der Herr Geheimrat geraden Ganges mit dem Schirm unter den Armen die Straße entlang gegangen, und man ihn um die Ecke hin endlich hatte verschwinden sehen. Da kam jede einzelne der Schwestern, um Einhart um den Hals zu nehmen. Rosa zuerst, die ihn ein Stück drollig hinzog, wobei er noch immer absichtlich ein dummes Gesicht behielt. Auch wenn der Tusch noch jetzt manchmal mit Handgreiflichkeiten geendet. Alle kamen, Johanna, Katharina, und die Jüngste, Emma, und faßten ihn um den Hals von hinten oder von vorn. Und Rosa küßte ihn phantastisch auf die Augen, die dann pfiffig lachten, als wie dem Sturmwind des Vaters und seiner Würde mit Drolligkeit nach.

Und Mutter, versorgt und geängstigt noch, begann, selber immer lustiger werdend, ihn auszufragen, wenn sie die schon belustigten Schalksblicke sah, mit denen Einhart seine versonnenen, Vergessen bringenden Fahrten draußen in Heide und Wildnis spürsinnig zu erzählen und Buntes und wie aus märchenschönen Dingen Erlesenes hineinzuweben wußte. Dann standen die vier Schwestern mit Staunen und sahen in Einhart etwas, wie ein unglaublich neckisches, wagsames Rätselwesen, das sie liebten, das ihnen unter die armgrauen Ereignisse des herkömmlich-bürgerlichen Geheimratlebens ein ganz neues Fühlen und neue Feste brachte. Sie lachten über den ungekämmten, ungewaschenen Jungen, dessen Augen Diebe schienen, und über die zerrissenen und verwitterten Kleider und die verwetzten, verwahrlosten Stiefeln. Und jede wußte jetzt auch, daß man ohne solche Opfer nichts dergleichen erleben könnte. Eine jede der vier dunkelfarbigen Dirnen hätte es dann am liebsten gleich auch versucht. Alle, auch Mutter, trug trotz der verborgenen Pein des Zerwürfnisses immer ein Glück fort aus diesem das Leben so wegwerfenden Jüngling.

Einhart war bald ein Jüngling, so dürftig und schmächtig er auch mit seinen Jahren noch aussah. An solchem Tage sahen alle heimlich auf den Herrn Geheimrat, wie auf eine langweilige Gesetzestafel, die streng verfügte, was man längst tausendmal kannte. Und wenn er erst wieder heimgekommen, fühlte man es in allem, daß es eine jede der Damen, alt und jung, heimlich entrüstete, wie die harte Würde dem grünen Wucherreis mit dem glutäugigen Sanftblick blind und mißlaunig alles frohe Treiben knicken wollte. Da hatte Herr Selle keine seiner Töchter in seiner Arbeitsstube hocken, wie sonst gewöhnlich. Niemand empfing ihn. Er mußte am Tische stumme Münder unter den sammetnen, gesenkten Blicken sehen. Alles war da nicht, als wenn sie draußen auf der Wiese und im Walde und glückliche Menschen wären, wie es einem Fernen so erschienen. Hier saß der Herr Selle, steif und gehalten, mit strengen Blicken, nun auch sichtlich geärgert. Aber mit bestimmter Verachtung dessen und nur gewappnet, zu gebieten. Und dort saß die ganze, junge Brut, enttäuscht und voll Entsagung. Daß nur Frau Selle dann und wann, als wenn sie sich aus Träumen plötzlich besönne, dem würdigen Herrn

etwas an Fleisch oder den Brotkorb, wenn sie seine Augen am Tische suchen sah, hinreichte. Und Einhart saß dann unter ihnen immer mit einem verlorenen, einfältigen Lächeln.

Drittes Kapitel

Rosa war die dritte der vier Geheimratstöchter. Sie kam hinter Einhart, und war nur etwa ein knappes Jahr jünger als er. Ein seltsam frommes Mädchen schien sie, jemehr sie den Kinderjahren entwuchs und in den Kämpfen um Einhart in der Familie sich zu einer Art heimlichen Schutzpatrons von Einhart entwickelte.

Rosa war dunkel, wie alle. Auch einen Anflug brauner Hautfarbe, wenn auch am unscheinbarsten, hatte sie. Ihr Haar, das jetzt, wo sie eine Jungfrau wurde, in breiten Scheiteln über den Ohren hing, war glänzend schwarz, wie Jet, und ihre Brauen feinbogig, wie schmale Rabenfedern. Aber im Dunkelglanz der großen Sammetaugen lag kein zehrendes Feuer, nur eine ferne Mildigkeit, und die schmale, leicht spitze Nase zeigte auf einen immer ein wenig geöffneten Mund, der sanft wie ein Schnitt in frisches, dunkelglühes Fruchtfleisch, weich und zärtlich schien, und nur zärtlichen, versöhnlichen, verhaltnen Worten sich schmiegte.

Herr Selle konnte Rosa in dieser Zeit nicht ansehen, ohne nicht heimlich beglückt zu sein. Die drei andern Mädchen, von denen Johanna und Katha-

rina um die Zwanzig waren und also erwachsen und sehr resolut, und die kleine Emma noch ein rechter Backfisch kaum, nur gerade in den Flegeljahren, amüsierten sich spöttisch über den frommen Hauch, der über Rosas Wesen sich ausgebreitet, und Rosa stand also in dieser Zeit in gewissem Sinne allein.

Nicht etwa, daß sie mit Frau Selle und den Schwestern in der Vergötterung Einharts uneins gewesen. Ganz im Gegenteil. Was ihre Einsamkeit schuf, war der Umstand, daß Herr Geheimrat, ebenso wie Einhart, Rosa durchaus bevorzugten. Herr Selle sah in diesem Mädchen allmählich eine besondere Lebensfreude, daß er sie rühmte vor allen in ihrer Zucht und Scheuheit. Daß er die keusche Erscheinung auch offen mit einer, seinem sonstigen strengen Blicke ungewohnten Wärme ansah, und nur ihr es schließlich allein noch gelang, eine Last rechtzeitig zu lösen, wenn es Gewitter gegeben, oder wenn der Vater in sich erregt in die Familie getreten war.

Und was Einhart betraf: die großen Mädchen waren ihm zu rücksichtslos geworden. Sie konnten auch rein nichts von seinen Heimlichkeiten für

sich behalten. Sie rühmten sich womöglich vor der Köchin. Sie glossierten alles behaglich laut und offen, wie es große Damen tun, und nahmen sich nicht in Acht, selbst wenn Vater in der Nähe war.

Auch Freundinnen wurde es zugetragen. Es däuchte Einhart auch so etwas, wie wenn sie vor den andern Fräulein halb gezwungen mit einstimmten in eine Art sittlichen Bedenkens, wenn es die Situation zu fordern schien. Einhart lachte auch darüber. Aber er hatte einen Halt allmählich nur an Rosa, die eine Geheimnisträgerin war und für sich genug hatte, ohne eitel nach außen zu blicken. Sie besaß eine stolze, sanfte Verschlossenheit gegen jedermann. Auch gegen Mutter. Auch Frau Selle war das Mädchen, wie sie es manchmal mild und verträumt aussprach, ein bissel entwachsen. „Das ist allzu früh begonnen," meinte sie dann in sanfter Verzichtleistung.

Rosa hatte begonnen, Träume selbständiger Art zu gewinnen. Man sah es ihr an. Sie sah nicht nur Albernheiten in Einharts Drängen und Taten. Ernst galten sie ihr. Sie empfand, ein wenig heimlich verletzt, Abwehr gegen das zu laute Vergnügen,

was selbst die geliebte Mutter machmal bei Einharts seltsamen Unternehmungen zeigte. Sie hatte etwas von einer milden, überlegenen Weisheit, so dünkte es Einhart damals. Sie verstand seinen Lebenssinn vollkommen. Sie redete dagegen nie ein Wort. Nur gegen das, was im Äußeren man vermeiden konnte, mahnte sie:

„Du kannst nicht gehen, wie ein Stromer, geliebter frère!" sagte sie von oben lustig ohne zu lachen. „Das kann Vater natürlich nicht dulden. Aber das verstehe ich ja, daß man nicht lebt hinter den Schulbüchern und auf guten Polsterstühlen." Rosa hatte auch einmal zufällig etwas von Charlotte Corday gelesen, und hatte ins Unbestimmte ein Ideal von einer alles fürs Vaterland opfernden Frau gewonnen. Schöne, weite, drängende Gefühle ging es in ihr hin, wie Melodien ohne Gegenstand. Das gab nun Einhart eine Grundlage. Er sah sich gewissermaßen erkannt. Das Mädchen gab seinen Schalkspielen einen Sinn erst, daß er vor ihr eine drolligfrohe, verlockende Gehobenheit empfand. Das alles verband ihn der zarten Rosa und machte, daß er jetzt mehr Gewichtigkeit selber in seinem Tun zu ersehnen angefangen.

Viertes Kapitel

Es waren Zigeuner auf dem Plan vor der Stadt. Draußen lag ein See, und am Ufer ſtanden Erlen aufrecht, und Weidengebüſche hingen ins Waſſer. Weil es Sommer war, konnte man lagern. Einhart hatte noch am Nachmittag gleich die Gelegenheit ſich angeſehen. Ein junger apolliniſch-jüdiſcher Mann, mit einem flaumigen Barte, der Pavo hieß, ſpielte, als der Abend verſank, im Dämmer der Sterne die ſchmelzende Geige, und das ſchöne, ſonngebräunte Volk in bunten Fetzen tanzte und flog in der Wieſenfläche.

Einhart hatte gleich etwas empfunden, wie um ſich ſelber gebracht. Er hatte das ganze Abendneigen ſchon erſt in der Nähe geſtanden, die grünen Planwagen, die im Rubinlicht ragten, umſchlichen und die falben, ſtruppigen Pferde angeſtaunt, die an den Wagenkäſten knabberten oder das Gras am Boden nagten. Einhart hatte dann an der Böſchung ſich unter die Kinder der Armen und einige Arbeitsleute gemiſcht, die auch herumſtanden und auf die ſeltſame Horde ſtaunten.

Eine junge Mutter, wie ein gelbes, ägyptiſches Weib, ſtand mit dem Kind an der Bruſt im Freien.

Während eine alte, großäugige Zigeunermutter im Wageninnern kochte, daß der Rauch unaufhörlich dick aus der kleinen Esse schlug.

Weiße Ziegen weideten am Hange.

Einhart stand — und starrte und starrte, als wenn rein nur das wäre, was sich vor seinen Blicken und Ohren begab. Wie nicht wirklich dünkte er sich und ihm diese Welt. Wie selbst verjagt hinziehend und doch in Tänzen und flüchtiger, lustiger Rast. Die Lust daran machte seine Augen wie verzehrt. Da waren auch zwei halbwüchsige Zigeunerdirnen, melancholisch und träge. Die trockenen Schwarzhaare hudelten um die Stirn, wie ihm. Die beiden kamen zu ihm nahe heran und lachten ihn gutmütig an. Sie nahmen seine Hände prüfend in ihre dünnen, harten Finger. Er mußte an sich halten, daß er nicht einen Sprung in die Lüfte tat, wie ein Bajazzo, oder wie ein junger, dummer Frühlingsfaun mit Nymphen, sich im tollen Wirbel drehend, als Pavos Geige eingesetzt.

Ein Rausch ging in ihm, eine Selbstvergessenheit ohnegleichen, eine richtige Ohnmacht. Nicht, als wenn er die Sinne verlor. Durchaus nicht. Nur allen Willen, etwas anderes noch zu sein, als was ihn jetzt erfüllte.

Die dunklen, lumpigen Dirnen konnten zudem ihr Lachen nicht lassen, ihr weiches, kindliches Locken. Weil er in seiner fiebernden Unruhe doch noch einmal zurückgetreten.

Seine Blicke suchten ununterbrochen den jungen, schönen Zigeunerspieler. Die junge Mutter war unter die Arbeitsleute gekommen. Sie hatte das Kind in den Wagen zurückgetragen und drehte jetzt eine Zigarre in ihrem Munde. Ein Gesicht, wie das einer Koptin, gelbgrau, mit gebogener Nase, streng, knisterndes Zottelhaar um die Stirn, nicht voll, dürftig, und ein dürftiges Zöpfchen hinten, das ihr nachlässig, blau gebunden, im Nacken starrte. Die blaue Kattunjacke stand offen, daß man die knospenfrischen Brüste sah. Sie kam Schritt um Schritt, mit ihren Dunkelblicken lautlos und achtlos um Feuer bittend. Die Arbeiter machten ein paar gemeine Glossen und lachten. Einhart hörte es nicht. Es zog ihn und trieb ihn gleichzeitig. Der Gedanke an Rosa, und daß sie es sehen müßte, war in ihm erwacht. Der Sternenhimmel begann schon zu blinken. Immer wieder kamen die zwei stahlschlanken Dirnen, die seine Augen suchten, als hätten sie an ihm etwas Besonderes ausgefunden, und lachten über ihn kindlich schalkisch untereinander.

Und die Geigentöne gingen jetzt schon im stillen Reigen. Der Mond ging auf und stieg stummgolden in den Raum, ferne über den schwarzen Wäldern. Von ferne hallte ein Kuckucksruf, unaufhörlich weich sich wiederholend. Es war eine Juninacht. Unermeßlich die silberne Blankheit des sanften Wasserspiegels, weil das Mondlicht ihn streichelte.

Einhart hatte es nicht mehr ausgehalten. Er war wie sinnlos fortgeeilt, geirrt, weil noch immer zurückgebunden, und doch wie im Wirbel. Die heißen Geigentöne des braunen Zigeuners gingen mit ihm und die weiße Dunkelnacht, und die Mädchenblicke, und es schwirrte rings, wie von Dämonen in weicher Dämmerluft. So war er in Zwängen in die Wohnung der Geheimrätlichen zurückgerannt.

Der Zufall wollte, daß nur Frau Selle und die Schwestern daheim waren. Der Herr Geheimrat selbst hatte im Amt eine Hinderung gehabt und hatte heimgeschickt, daß er auswärts äße. Er saß unterdessen in einer kleinen Weinstube mit einigen Herren seines Ressorts beim Glase, und man erzählte allerhand Postvorkommnisse, besprach auch einen Fall schwerer Defraudation genauer und ernstlich, ehe man wieder lachte und pokulierte. So

war Einhart gut ins Haus gekommen. Aber sein Herz, so voll tollen Spaßes es war, sank jetzt wie demütig zusammen, daß er sein Fieber plötzlich niederpreßte und nur einfältig lächelnd dastand, als Frau Selle ihm die Strähne liebevoll aus der Stirn strich. Frau Selle hatte in einem losen Sommerkleide am Fenster gestanden. Auch sie lächelte nur gütig. Johanna und Katharina verstanden nicht recht, warum Einhart heut nicht redete. Dann waren die beiden mit Mutter auf den Balkon getreten. Auch für sie alle hatte sich jetzt der Silbermond in die Welt gehoben. Auf den Dächern lagen Spiegelscheine, und es umfloß alle Dinge mit Silberfäden. Johanna redete laut, wie glänzend der Mond im Äther schwämme. Sie machte einen Witz von Liebenden im Mondenschein. Einhart mußte hell hinauslachen. Er war im Zimmerdunkel zurückgeblieben. Auch Rosa, die gleich mit der feinen Witterung der Seele zu ahnen begonnen, daß in Einhart neugesponnene Träume sich rührten und laut werden wollten — nur für sie. Sie hatte ihn jetzt unter den Arm gefaßt und legte ihre Wange sanft an die seine. Da begann Einhart auch schon erregt zu flüstern. „Komm!" sagte er ganz leise,

„komm!" — — — „Wohin?" sagte Rosa. Und man hatte kaum draußen eine Weinranke am Balkon im Silberlichte wanken sehen. Und dann war Einhart nach einigen bestimmten, stummen Zeichen plötzlich gegangen. Er hatte sein Bett in einer Bodenkammer.

Aber später, als alles schlief im Hause, und weil Herr Selle noch immer nicht nach Haus gekommen, huschten Einhart und Rosa in die Monddämmer hinaus und liefen hin in die brünstigen Tänze im Silberschein, unter die sich auch einige Dienstmädchen und junge Arbeitsleute mit eingelassen, daß nun, schon gegen Mitternacht, ein ewiger Reigen hin und her, von der monotonen, sehnsüchtig näselnden Weise der einsamen Geige hingeführt, im Mondlicht schwebte. Die Schatten tanzten mit unter dem wogenden und ringelnden, bleichlichten Fremdvolk auf der weißen Wiese. Eine stumme Inbrunst spann in der Nachtluft, dann und wann nur von Rufen oder einem jähen Schrei flüchtig unterbrochen. Eine lange Fackelflamme gaukelte in Rauch, die Insekten umschwirrten. Falter verflogen sich in Einharts Gesicht, daß er sie, flüchtig erweckt, dann doch achtlos nur wieder in der Hand hielt. In allen Gesichtern lag

ein ewiges Lächeln. Auch in Einharts. Auch in Rosas. Einhart und Rosa hielten sich aneinander, langsam und scheu, und ganz erstaunt noch immer und nichts wagend, beide nur ganz diese klingende, treibende Rätseldämmerwelt, fiebernd von losgebundnen Trieben, ganz den seltsamen Dunkelleuten hingegeben.

Und jetzt mit noch größeren Augen lachend, als der weiße Wiesenplan rein lag, alles erschöpft beiseite getreten, und nur die beiden Zigeunerdirnen herangeflogen, in der Leibesmitte sich greifend, ihre nackten Füße streckend und stampfend wie in wildem, taumelnden Einvernehmen, und sich lösten und auseinanderschwangen, stumm fast, ewig geneigt in schwebendem Gleichgewicht. Gar nicht mehr Lächeln, Feier in den heiß blickenden Mienen, dann und wann einen heiseren Schrei hinausgebend, wie ein Vogel schrillt, rasend so hin, inbrünstig, wie in Gottesdienst, daß die Menge ringsum wie im Mitleiden den Atem anhielt.

Einhart hatte dann, er wußte nicht wie, eine der Dirnen umgriffen und hatte zu springen und zu tollen begonnen, weil sich auch Rosa gar nicht mehr eingehalten, im Taumel dem jungen Zigeuner

im Arm gelegen und ohne Rückblicken den Geigenklängen der Nacht sich willenlos hingegeben.

Aber sie war ebenso plötzlich geflohen.

Der Zigeunerjüngling hatte sie unversehens hart um den Leib gegriffen, sie an sich gerissen und sie sinnlos zu liebkosen und ins Gesicht hinein zu küssen gewagt. Da war es wie eine Furie hinter ihr aufgesprungen, daß sie besinnungslos lief und lief, nicht mehr hinter sich sehend, und daß sie atemlos und gescheucht auch schon vor der Haustür stand, den Schlüssel im Schlosse zitternd umdrehend, und als wenn sie im nächsten Augenblicke zusammensinken und sterben gemußt.

Aber da draußen spielte Pavo noch immer seine schmelzende Weise. Die alte Zigeunermutter wiegte ihre breiten Hüften und schlug die Hände. Wie eine Grimasse hielt das Lächeln alle Gesichter. Auch auf dem Gesicht der jungen Zigeunerfrau lag ein weiches Schmerzlachen, und Franziska glühte und kreischte, indem sie den tollen Einhart mit sich herumriß.

Einhart erwachte erst, als er sich endlich nach Rosa einmal umgesehen und entdeckt hatte, daß sie nicht mehr unter den fahlen Nachtgesichtern zu finden

war. Der Mond ging eben am Horizonte zur Rüſte. Einhart lief nach Hauſe, die einſamen Straßen haſtend entlang und ſtahl ſich über die Mauer des Hofes und durch die verlaſſene Hintertür in ſeine Dachkammer. Aber weil Herr Selle ſelbſt auch ſpät heimgekommen und deshalb nicht am Frühſtückstiſch der Familie erſchien, war das Geheimnis dieſer Nacht verborgen geblieben und blieb einſtweilen ohne Folgen für Einhart.

Fünftes Kapitel

Die Realschule der Stadt lag an einem im Mittel gebreiteten Geschäftsplatze. Ein dreistöckiges, rotes Gebäude, drohte sie mit mächtiger, langweiliger, fensterreicher Fassade, wenn Einhart, seinen bücherquellenden Tornister schief auf die Hüfte gestemmt, um die Ecke des kleinen Nebenweges von der Promenade her einbog. Drohen oder auch locken kann man sagen. Weil alle Dinge in der Welt, in der Einhart lebte, für ihn solchen Doppelsinn hatten. Diese breite, gespreizte, rote Hauswand machte ihn manchmal gerade so ferne lachen, als wie sein strähnhaariges, gelbgraues Gesicht ein plötzliches Lächeln nicht unterdrücken konnte, wenn der Herr Geheimrat mit ganzer Würde und Positur und mit allerlei ergründenden Abwandlungen ihm streng mahnend dieselbe Schlußzeile durch die Ohren zog wie den Putzer durch den Zylinder: „Werde etwas Tüchtiges! — Der Mensch muß etwas Tüchtiges sein! — Jeder muß ein würdiges Mitglied der Menschengesellschaft werden! — Werde meinethalben Schuster oder Schneider. Das fände ich zwar nicht übermäßig ehrend in der Stellung, die ich erklommen. Aber trotzdem! — Nur werde etwas

Tüchtiges! In jedem Amte und Berufe kann man seine Tüchtigkeit zeigen. Und das macht den Mann."

Einhart mußte dann, wie gesagt, oft unversehens lächeln. Es kam ihm plötzlich manchmal der alte Herr mit dem vollen, grauen Schnurrbart und dem strengbewegten Munde, mit der befehlenden Geste, die sofort in die ganze Steifheit des gehaltenen Ernstes zurücksank, wenn er im ratlosen Gefühle auf dem weichen Teppich auf- und abwogte, derart liebevoll komisch und Mitleid erregend vor, das, was der Vater würdiges Mitglied der Menschengesellschaft und ehrend nannte, so ungreifbar ferne und matt und grau, daß Einhart in seinem plötzlichen Zwang, womöglich rund hinauszulachen mit Zärtlichkeit, eine vollkommene Einfalt in seine Züge bekam, und Herr Selle dann jedesmal dachte, daß er es mit einem unheilbaren Toren zu tun hätte.

Einhart stand dann oft ewig wie angewurzelt. Er drehte ohn' Unterlaß an seinem Jackenzipfel herum. Das gutmütige Schalkslachen drückte die dunklen Brandaugen klein und gab ihnen eine seltsame Verschlagenheit, die sich den Tag über kaum noch löste. Daß auch Frau Selle selbst, wenn sie ihn endlich

sanft weckte, sich flüchtig ärgern konnte über den schlauen Ausdruck, der durchaus nicht nach Reue aussah, nur mehr nach toller Laune, die unter der einfältigen Armensündergrimasse aufflammen gewollt und doch nur heimlich umgegangen war. Das machte Kopf und Auge und Ohr und das Blut und die Muskeln und die Nerven, die Einhart hießen. Zucken und Jucken tat manchmal das alles, gleichwie über sich selber hinwegzuspringen. Die Augen zudem, wenn sie sich schlossen, sanken sehend in Purpurfelder. Und in den Ohren klangen lustige Sprüche und Pfiffe. Nun gar jetzt, wo er dem flämischen Breitmaul Schule entgegenging und in die großen hundert Augen, in die Fenster, seine lustigen Blicke flüchtig hinaufwarf.

Eben war man im Begriff, die Fenster allenthalben oben und unten zu schließen, weil Einhart, wie immer, im letzten Augenblick um die Ecke stob. Im ersten Stockwerk hockte ein blonder, großer Bengel im Fenster, der sich weit hinausbog und ihm winkte und zuschrie. Man sah auch, daß sich der Blonde wohllaunig in die Klasse zurückgewendet, und hatte ein Hallo verklingen hören, als sich das Fenster vollends schloß.

Einhart war immer prickelnd erwartet. Ein rechter Faxenmacher unter den durcheinander lümmelnden Knabengesichtern, und wie ein Strohhalm manchmal, der im Winde herumhupft. In der Klasse konnte man ohne ihn mit den Freipausen nicht fertig werden. Wenn er am Türpfosten nach dem Korridor lehnte, hatte er gleich allerlei Zuhörer. Er erzählte die widersinnigsten Späße in wirren Märchenformen, wo er Väter und Alte in Bären oder Steine, und Kinder in weise Könige verwandelte durch Zaubermittel, und sich selber einen Narren nannte, dem alles in der Welt auf den Kopf gestellt deuchte.

Einmal benahm er sich auch, als wenn er sich als ein richtiger Affe fühlte, langgliedrig und behende zugleich, so daß er seinen Schulgenossen dann ein ewiges Schauspiel Eines gab, der zum Klettern geboren wäre, allenthalben in hockender Stellung auf Fensterbrettern, Katheder oder gar Ofen saß und ihnen derart allerlei lockende Dinge von Urwäldern und Wanderungen an Schlingpflanzen und in den höchsten Wipfelräumen nachahmte. Dazu immer erzählend: „Etwas Tüchtiges! Nur etwas Tüchtiges!" sagte er dann. „Und wenn es ein Affe im Urwald ist, nur etwas Tüchtiges, das macht

den Mann!" Eine Korona Knaben sah nur schon seine pfiffigen Mienen und lachte. Einige der bedächtigeren Schüler gaben nur seine Worte weiter und erlustigten sich an seinen Einfällen. Und alle wußten, daß er daheim ganz und gar nichts lernte, und lachten schon heimlich in dem Gefühle, wie dieser dunkle Fuchs dann vor dem langen, scharfen und schneidenden Ordinarius würde in lächelnde Einfalt einsinken, als ob er schon nicht mehr wüßte, was ein weißes Schneeglöckchen im Frühling wäre oder die hellerlichte Sonne? Aber es war doch auch des Geheimrates Sohn, eines Mannes, der bedeutende Karriere gemacht und sicherlich noch weiter zu Ehren aufging. Im Grunde saß man in der ganzen Lehrerschaft wie auf Kohlen. Nur gut, daß Einhart in der äußerlichen Körperlichkeit nicht zu sehr aus seiner Klasse herausgewachsen. Alle seine Mitschüler waren um Jahre jünger als er. Er hätte müssen wenigstens in Sekunda sein, und man erwartete jetzt nur vergeblich, ihn der Tertia einzuverleiben. Die Lehrer wünschten es dringend. Der Direktor war Herrn Selles Freund. Er erkundigte sich oft bei den Lehrern nach Einhart. Aber es war durchaus nie etwas anderes zu hören,

als daß sie es mit einer unverbesserlichen Art Gaukelei und Trägheit, mit einer Verschlagenheit und Sanftheit gleichermaßen, die man gar nicht zu qualifizieren wußte, hier zu tun hätte.

Der Geheimrat hatte es schon erfahren, daß man auch jetzt noch wieder an eine Versetzung nicht recht glauben konnte. Er hatte sich sogar alles schon zurechtgelegt: „Wenn es jetzt nicht wird, kommt er in die Lehre. Dienen wird er nicht brauchen bei seiner Schwächlichkeit. Nun also! Da mag ihn ein strenger Handwerksmeister erziehen, wenn es in gebildeten Formen nicht gelingt," hatte Herr Selle schon überlegt. Die Stimmung daheim war in diesen ganzen Wochen, solange Herr Geheimrat im Hause war, nicht übermäßig launig gewesen. Aber daß es so bunt kommen müßte, wie es jetzt kam, wäre niemand, weder dem Herrn Vater, noch den Lehrern je in die begriffsverblichenen, matten Sinne eingefahren.

Schon als Einhart heute in die Schule kam, hatte er etwas an sich, das die Mitschüler nicht kannten. Er sah durchaus nicht einfältig aus. Er sah aus, als wenn er aus einem langen Schlafe unversehens munter geworden. „Laßt mich in Ruh

mit Albernheiten!" sagte er nur bestimmt, und seine Augen hatten ein strenges Feuer. In diesem Moment hätte man geradezu an den Blick des Geheimrats denken können. Obwohl aus dessen Blicken nie Zigeunertänze und schwüler Taumel auf Mondwiesen im heimlichen Schauen aufgeblitzt. Einhart war außerdem, als er kam, außermaßen bleichgelb, richtig verzehrt.

In der Stunde, die der alte Mädchenschulrektor, der hier am Gymnasium Schreibunterricht gab, leitete, sank Einhart tief in Schlaf und sank seinem Nebenmanne, der ihn nur jedesmal lächerlich ein wenig puffte, immer wieder auf die Schulter. Der alte Walk achtete nicht genau und mochte auch keine Prozeduren. Manchmal schlief er selber auf dem Katheder ein, wenn alle fünfzig Federn leise kritzelten. Er sagte dann auch gutmütig und zu eigner und andrer Entschuldigung: „Wie es so geht manchmal im Leben, jeder ist nicht immer zu jedem aufgelegt!" So schlief mancher noch mit.

Auch Einhart schlief also heute. Aber seltsam auch, daß sein Nebenmann lange auf sein bleiches, sanftgewordenes Gesicht sehen und wie ein fernes Entzücken mit diesen schmalen, bleichen Zügen empfinden

mußte. Wie ein ferner, froher Traum lag drin. Eine liebliche Miene, ein Lachen, stumm und versunken, unter dunkelrandigen, geschlossenen Lidern.

Aber wie Einhart erwachte, versuchte er geschäftig zu blicken und kümmerte sich nicht um die Augen, die ihn rings komisch suchten. Eine fiebernde Unzufriedenheit regte sich in ihm. Schreiben jetzt war ihm unmöglich. Er malte Schnörkel auf die weiße Fläche, die er vor sich hatte, ohne Sinn. Aber dann drehte er den Bogen, daß der Nachbar gleich neugierig mit auf sein Blatt sah. Es war tiefe Stille in der Klassenstube, daß man nur manchmal ein einzelnes Aufatmen hörte in die Versunkenheit vor den kleinen, aus den Federn fließenden Tintenkringeln. Aber Einhart schrieb nicht. Er begann Gesichter mit Zottelhaaren hinzuzeichnen, einen ganzen, tollen Reigen, wilde, nackte Gestalten, daß der kleine Nebenmann, der ein blonder, sanfter Knabe war, wegsah und ein wenig errötete wider Willen. Einhart zeichnete mit schmutzigen Händen. Er war in die Schule gelaufen, noch ohne sich anders, als nur auf der Mutter Geheiß, eine reinliche Jacke anzuziehen. Durch die Haare war er

sich ein paarmal mit den Fingern gefahren. Und er kümmerte sich um nichts, was vorging.

Auch wie der Rektor dann eine lange, moralische Rede über die Schrift begann. „Daß man aus der Schrift die Seele des Menschen ablesen könnte," meinte er, „wäre eine Fabel. Aber ein gesitteter Mensch könnte sich doch schon in der Reinlichkeit des Papiers bekunden, in der Ordnung der Zeilen, in der Klarheit der Schriftzüge. Die Achtung vor den Gesetzen und dem Herkommen zeigte sich in der Schrift nicht minder. Deshalb lehrte man die Schrift. Nicht, daß man da Sonderbarkeiten recht ausprägte, so unleserlich schriebe wie möglich. Derartiges gefiele nur eitlen Narren. Einer wie der andere müsse es aussehen. Darum nenne man das eine Schreibstunde. Und ich bin euer Schreiblehrer." Er schrieb selbst wie gestochen, und man konnte wirklich nicht wissen, ob er oder ein Rektor in einer Seestadt oder ein Schulmeister in Kospeda es geschrieben. Einhart hörte nur mit halbem Lächeln hin und dachte an das schmutzige Gesindel auf dem Plane, daß der alte, schwerfällige Walk auf ihn sah und ihn fragte: „Nun, Herr Selle, warum so lächerlich?"

„Ich freue mich über Ihre Lehren," sagte Einhart ganz wie nebenbei, daß ein tolles Gelächter ausbrach, und der Rektor gleich mit sanfter Gebärde stillen wollte. „Nur ruhig! — nur ruhig!" sagte er selber halblaut und erschrocken, weil es der Direktor leicht hören konnte. „Selle weiß immer eine gute Antwort," sagte er dann versöhnlich, ein wenig eitel. Dabei hielt er die Hand mit dem Lineal wie einen Palmenzweig des Friedens ausgestreckt vom Katheder, damit höchstens noch ein kleines Aufwallungslachen folgen konnte, das seiner Seele wohltat.

Aber dann, als die Schuluhr schrill die Stunde geschlagen, und Walk umständlich hinaus war, überkam es Einhart, daß er eilig aufs Katheder stieg, ins Klassenbuch sah, um welche Stunden es sich noch handelte, und dann plötzlich ein tiefleidendes Gesicht schnitt. „Laßt mich in Ruh," sagte er. „Ich habe wahnsinniges Zahnweh. Ich kann es bei Gott nicht lange so aushalten." Er saß in der Bank und begann sich richtig zu krümmen wie ein Wurm. Viele lachten noch immer. Andere dachten schon an Ernst. Jedenfalls machte Einharts Miene durchaus Eindruck.

Der strenge Ordinarius, der die nächste Stunde gab, hatte sich beim Eintreten gar nicht umgesehen. Er begann mit dem Abhören der unregelmäßigen Verben. Dabei sah er wie zufällig, daß Einhart noch immer halb umgesunken in der Bank saß, und alle Blicke sich immer wieder dahin richteten.

„Was ist denn da los? Das ist wohl Selle? ... Selle! ... nun? was ist denn los?" Einhart antwortete noch immer nicht. Einige riefen: „Er ist krank." Andere: „Er hat furchtbare Schmerzen."

„Selle!" sagte der scharfe, schneidende Ton in einiger Weichheit mahnend. „Hast du mich gehört, Selle? was ist dir denn nun? du kannst doch so nicht sitzen," sagte der gestrenge Herr fast schnarrend. „Entweder du bist fähig, dich aufrecht zu halten, oder du mußt einfach dich scheren." Einhart versuchte gehorsam, sich eine Weile emporzurichten. Aber dann begannen wie feine Schmerzlaute neu anzuheben aus ihm. Es schien wirklich schlimm.

„Wenn du derartige Gesichtsschmerzen hast, gehe nach Hause! Das ist ja nicht auszuhalten," sagte der Ordinarius unwillig. Aber wie dann Selle aufrecht stand, die Sachen packte und zur Türe

ging, sah der Lehrer auch, wie bleich und verzehrt Einhart war.

„Nun, da wünsche ich dir nur, daß du die Schmerzen bald los wirst! Ich kenne das" ... sagte er in einer mitleidigen Anwandlung. „Das ist ja wirklich nicht sehr angenehm." Und Einhart war draußen.

Sechstes Kapitel

Einhart war eilig über den Platz vor der Schule gelaufen, wo einige Droschkenkutscher an der Ecke hielten, die ihm nachsahen, weil er noch immer den Kranken spielte. Er hatte den Tornister unter den Arm gekniffen und drückte ein zerknülltes, rotes Tuch an die Backe, so daß die bleichgraue Miene seines Gesichtes noch auffälliger wurde. Es lag Sonne im Wege. Es war nach elf Uhr, und die hohen Häuser warfen nur kurze Schatten. Einhart war innerlich belustigt, wie noch nie im Leben. Wie er so dahineilte, überlegte er nur, wohin sich am besten gleich wenden? Er hastete, daß er ungleiche Schritte nahm, und man einige Augenblicke immer denken konnte, er hinke. Aber das innere Leben war wie außer Rand und Band sozusagen. Als er um das große Modenmagazin herum war, sah er sich noch einmal um, wie um zu prüfen. Er war ein schmächtiger, schlanker Bursche. Die braune Jacke, die er trug, sah anständiger aus, als gewöhnlich, und der Haarsträhn war jetzt doch unter dem flachen, schwarzen Hütchen verborgen, das schief auf dem Schlichthaar saß. Wer ihn jetzt sah, als er der Schule außer Sicht entronnen, hätte

über die Augen und über den Mund und die feine Nase lachen müssen. Als wenn er Übles gewittert und hinter sich gelassen, lief er jetzt. Das Taschentuch war längst zu einer roten Fahne in der Hand geworden, die er nun vorwärts schwang. Seine Augen konnten vor Lust gar nicht gerade sehen. Nach allen Seiten auf und um gingen sie und hatten eine Pfiffigkeit im Blicken. Der Mund hatte Eile, sich Hoffnungen vorzumurmeln, und er stieß mitten auf dem Exerzierplatz, über den er mit springenden Schritten hupfte, einen grellen Pfiff aus, ehe er in die Promenade einbog. Er dachte gar nicht zurück. Oder wenn er zurückdachte mit zärtlicher Laune. „O du einziger, guter, dummer, scharfsichtiger Herr Oberlehrer, du dummes, einfältiges Vieh!" sagte er und lachte er. „Der junge Herr Selle sollte mir schon kommen! du ... ach, daß du auch gar nicht merktest, was diesem Herrn jetzt durch den Kopf ging!" Und nun stand er wieder. „Dieser verfluchte Ranzen!" sagte er vor sich hin. Er nahm seinen flachen Rundhut ab und warf den Ranzen samt dem Hute auf die Erde. Dann überlegte er und sah sich die ganze Welt ringsum und oben an. Eine Linde stand neben ihm, an der

er nur bis zur Krone sah, und an deren Stamme Ameisen krochen. Das machte einen Augenblick ganz sich vergessen. „Weißt du nur, warum die Leute noch sitzen und in die Bänke sich zwängen? — Du nettes Tierdel! da ... komm ... nur ... einmal ... und bleibe bei mir", sagte er zu einer Ameise und versuchte sie auf der Hand zu halten, die er drehte. Aber die Ameise merkte den Raubtierhauch der Menschenhand und warf sich kopfüber in einen Abgrund unter ihr, und Einharts Gedanken flogen sofort auch weiter. „Da ... ist ein Versteck für dich," sprach er den Ranzen an, den er schon aufgenommen, indem er auch sogleich weitersprang.

Am Wassergraben wußte er von der Eisbahn her ein Loch in der Mauer, das immer leer war. Dort hing eine volle Weide über, die sich jetzt wunderklar im Wasser spiegelte. Es lockte ihn, daß er auch hier über das eiserne Gitter lange sich bog, als wenn es ein Spiel für ihn gewesen wäre. Er sah auf den dunkelklaren Schattenspiegel und verfolgte, als wie ein Käfer, der an jedem Ästchen emporkriecht, die ganze, dunkle Verzweigung. Dann warf er erst Blättchen um Blättchen hinein, die immer in Kreisen spannen und das klare, scharf-

ruhende, ſtumme Baumgeäſt wie einen Augenblick in ein trübes, feines, rinnendes Bewegen löſten.

Einhart! mein lieber Tagedieb! was ſtaunſt du und kannſt nun alles andere vergeſſen! Ein Blättchen nach dem andern fiel. Und Einharts Geſicht ſpannte und lächelte. Dann ſprang er über die Eiſengitter und ſchob raſch ſeinen Torniſter in das Erdloch, ſprang zurück und lief nun leicht in der Richtung nach dem See.

Träumen iſt eine Seligkeit und kann auch eine Krankheit ſein. Träumen kann mit ewigem Enttäuſchen kommen, wenn immer wieder eine graue Megäre Wirklichkeit Ohren findet, die es hören und glauben, daß wir ja nicht träumen dürfen, ſondern leben müſſen. Aber es kann auch ein Harniſch ſein gegen all die leeren, grauen Gedanken von dem Leben, als wäre es in Stücke geriſſen, dort ein Deckel, und hier die Doſe. Dann iſt der Ritter eines mit ſeinem Harniſch, und kein ſchales Meinen kann ihm dieſe ſeine Welt zertrümmern, die nicht leben hier und träumen dort, die auch nur Eines iſt, was immer heimlich oder offen aus der Seele ſich hebt und lebt wie ein einiger Brunnen, Kraft und Klarheit ſo ins Daſein, Sinn und Geſtalt

schaffend. Aber das wollten die Lehrer nicht anerkennen. Deshalb eilte jetzt Einhart hin.

Dem Herrn Geheimrat hätte er jetzt auch nicht begegnen dürfen. „Dieser geliebte, steife Herr Vater," wie Einharts Augen ihn flüchtig lächelnd sahen. Wenn Herr Selle jetzt leibhaftig erschienen wäre, wäre Einhart eine Ratlosigkeit angekommen. Nicht aus Furcht. Eine vollkommene Demutsmiene ging in dem gelbgrauen Schmalgesichte des Jungen auf, als auch nur von ferne solcher Gedanke sich regte. Durchaus nicht aus Furcht. Aus hellem Verzweifeln. Da hätte er wirklich das Leben, das er jetzt innig in Einem lebte, plötzlich wieder zersprungen gesehen, dort in farblos fahles Gesetzesbestimmen und hier in seinen entfliehenden Glanz, dort nur mürrisch grau, strenggeteilt wie ein Rübenbeet, für jeden Tag gerade nur immer eine erdige Wurzel. Und hier noch die Sonne, die über die ersten, seidigen Keime ihr Gold und ihr warmes Flimmern gegeben, und die sich nun forthebt, wie von einer kalten Husche staubigen Fegewindes verjagt. Aber Herr Selle kam nicht auf dem Wege. Er saß im Bureau und schrieb und verfügte. Und die Herren Lehrer blickten streng in die Bücher vor sich, daß nur noch

Einharts Mitschüler eine ferne Ahnung besaßen von lockenden Dingen draußen, die Einhart hinausgerufen.

Übrigens hatte Einhart eine ernstere Haltung angenommen. Eine Anwandlung von Würde schien ihn jetzt zu beherrschen. Nun er lose hintrieb, frei von der Last der Erinnerung, schien er ein sicheres, männliches Wesen sein zu wollen. Als er um die Straße beim Postgebäude hinschritt, sah er Mutter und die beiden ältesten Schwestern ahnungslos vornehm heranschreiten. Er konnte von einer unbegreiflichen Torheit sein. Die augenblickliche Lust machte ihn derart sorglos zuerst, daß er noch immer ruhig auf sie zuschritt. Wie er der Ameise am Baume oder auf seiner Hand nachgesonnen. Wie er seinen tastenden Blick von dem Geäst im Wasser führen ließ und nicht anders konnte, als bis er in jeden Zweig hineingeglitten und in jedem Blattbüschel gesessen und extra seinen Traum geträumt, wie ein Vogel oder eine Biene, so schritt er jetzt auf Mutter zu und sah und staunte innig vergnügt Johannas und Katharinas gemessenes Schreiten an, sich lächelnd in ihre Sittsamkeit einträumend. „Feine Damen," dachte er nur. „Das sind feine

Damen und sind deine Damen," lachte er vor sich hin. Er hatte oft einen Zwang derart, daß er Dummes reimte. „Diese Damen sind in Hülsen eingeschnürt, und ich werde einfach an ihnen vorüberschreiten" dachte er nur. „So wie ich bin, werden sie mich gar nicht erkennen. Ich bin ja jetzt nur ein Zigeuner," dachte er so hin. „Ein toller Zigeuner entpuppt sich nicht. Und wenn ihn Damen auch ansehen, als kennten sie ihn. Pah! Das ganze, braune Gesindel wird um die hellen, feinen Damen herumschreien, und keine wird eine Ahnung haben, daß darunter auch einer Einhart heißt. Rabe wird er heißen, Habicht und dergleichen. Wie kämen solche feinen Damen in Schleier- und Federhüten, so groß wie Blätter vom Riesenlattig auch zu einem Zigeuner." Unter solchem törichten Spiel von Gedanken in Einhart waren Frau Selle und die beiden großen Mädchen näher und näher herangekommen.

Aber die drei Damen gehörten jetzt auch wirklich nicht zu einem Zigeuner. Sie gingen vornehm, ohne sich umzusehen. Höchstens noch warf Johanna einen flüchtigen Blick einmal in eine Spiegelscheibe. Jeden Sonnenstrich auf der heißen

Straße überschritten sie ängstlich, nicht mit Freude, und eher wie eine Pfütze, in die man nicht hineintritt. Und hielten die Schirme steif aufrecht und die Blicke streng in die Ferne, ohne untereinander ein Wort zu sprechen.

Da schoß es in Einhart neu auf wie ein richtiger Koboldsprung. „Feierliche, dumme Puten," dachte er nur verächtlich. „Wie auf Stelzen! Und nur Rosa hat Mut. Und auch Rosa ist feige heimgelaufen. Auch sie würde jetzt nicht mehr Kraft haben." So bog er entschlossen in ein erstes, bestes Haus ein, noch ehe die Mutter und die beiden lichtgewandeten Fräulein sich recht ermannt und ihre von der heißen Junimittagsonne geblendeten Augen zu ihm aufgehoben. Und er lief dann, wie sie schweigend und rauschend an dem schmalen Türspalt, hinter dem er lauerte, vorüber waren, was er konnte dem Plane am See zu.

Siebentes Kapitel

Die Mittagssonne brannte auf den Plan. Ein paar hohe Pappeln gaben scharfe Schattenstümpfe gegen das Wasser. Der Seespiegel lag träge und schwül. Die ältere, kirschenäugige Zigeunermutter hantierte im Wagen. Die junge Frau noch mit demselben blauen Leinenkittel hing in der beschatteten Wagenkelle und schlief über dem Kinde, den Brustknopf offen, daß das Fleisch heraussah. Die beiden braunen, lumpigen Dirnen lagen an der Böschung unter Weidenschatten und hatten sich umschlungen. Einhart sah sich nach den Männern um. Sie waren nicht sichtbar. Dann, wie er näher trat und scheu äugte, fast nun auf Zehen tretend, um die schwüle Ruhe nicht zu stören, sah er, daß einer im zweiten Wagen über Lumpen ausgestreckt sich dehnte, den Blick aufwärts in die Wagenplane. Ein paar kleinere Kinder regten sich daneben. Die Pferde schliefen und die angepflöckten Ziegen schliefen. Dann sah er draußen im Weizenfelde über den im Lichte schwimmenden Sonnenhalmen den dunklen Kopf Pavos heraufragen. Den Hutrand im Nacken mußte Pavo dort etwas tun, wie die Katze vor einem Mauseloch. Er starrte

unverwandt auf die Erde nieder und rührte sich nicht.

Einhart war es ein wenig unangenehm. Die Lage der Dinge war am Abend vorher eine ganz andere gewesen. Es schien ihm jetzt eine unglaubliche Verwandlung. Als wenn auch hier niemand mehr den andern kennte und sich an nichts aus jenem vorigen Leben erinnerte. Es war eine ganz andere Welt. Er mußte an sich herabblicken und fürchtete fast, daß man vor ihm erschrecken würde. Er lief, nachdem er erst von ferne noch eine Weile zugesehen, jetzt doch wie absichtslos vorwärts. „Ich komme einfach zufällig hier an den See", dachte er vor sich hin. So ging er zwischen den Wägen hindurch. Aber erschrecken tat niemand. Die alte Zigeunermutter sah sich nicht mit einem Blicke um. Der Zigeuner im Wagen erhob mit lässiger Bewegung nur ein wenig seinen Kopf, ohne mehr als die beiden Hände dann in den Nacken zu legen und gleich zurückzusinken mit geschlossenen, schweren Augen.

Einhart hatte den Hut in der Hand. Er hatte zu grüßen versucht. Aber keiner der Menschen hier, dem es eingefallen, seinen Gruß zu erwidern. Als wenn auch hier wieder alles gebunden wäre

von der Sonne und der Ruhe, und nur noch die Insekten auf dem Wasserspiegel ewig wippten und tanzten.

Übrigens ließ auch eine der Dirnen jetzt ihr eines Bein eine Weile sich in die Luft stellen und dann neu nieder fallen unter den Weidenbusch. Sie lag auf dem Bauche. Die andre Dirne hatte noch in deren Schatten sich gestreckt und ihr den ungekämmten Haarschwall ganz über den Rücken geworfen. Einhart konnte ein kaltes Staunen gar nicht loswerden. Wie er vom Wasserrande, von wo er immer nur wieder zu ihnen hingesehen, endlich näher an den Weidenhang trat, sah ihn auch die Dirne mit blinzelnden Augen an, die sich nur einen feinen Spalt öffneten. Ein verächtliches Lachen ging durch der Jungen achtlose Züge. „Ob sie mich denn nicht erkennen?" dachte Einhart. „Freche Dirnen die, was soll das heißen?" dachte er. Aber Lisa und Franziska dachten nicht daran, daß ein Abend gewesen, wo sie im Tanze mit Einhart gekreischt hatten und im Wirbel hingeflogen. Dachten nicht daran, daß es einen neuen Abend gäbe, wenn die Sonne erst in die ferne Welt hinabsank, einen neuen Abend und neue oder einstige

Gefühle, als die der süßen Traumschwere und des glühenden, schwebenden, flimmernden, unentrinnbaren Junimittagssonnennichts unter schattenkühlen Weiden. "Pa—a—a—a," sagte Franziska nur wie gehässig, als Einhart näher gekommen. Und Einhart sah nur immer, wie das nackte Bein, eins ums andre sich in die Luft hob und fiel in lässigem Takte, und hörte, wie wenn ein Lied in dem ganzen lumpenarmen, schlanken Leibe verächtlich hinsummte.

Er hatte ewig gestanden. Er hatte es um sich wie ein Gewebe von feinen Fäden allmählich, die ihn einwoben. Wie er so hinträumte, daß eine Spinne eine Fliege einfange, um sie zu töten. Er mußte jetzt lächelnd auch an den grausigen Laokoon denken, der daheim unter mancherlei Kleinkram irgendwo auf einem Schranke stand, und der ihm immer ein wenig mißfallen, weil er sich so laut und aufdringlich, so klagend nur im Kampfe mit den Schlangen gebärdet. So etwas kann man nicht mit Klage und Mundverziehen lösen, mußte er jetzt wieder flüchtig denken. Wie er sich einen Sprung weiter ebenfalls unter ein Weidengebüsch niederließ, weil die beiden Zigeunerdirnen die ver-

ächtlichen Augen längst vollends geschlossen hatten, ohne ihn noch groß anzusehen, gingen die Schlangenbilder wieder nur in der sanften Gebundenheit unter.

Es waren wirklich schwüle Zwänge, langsam. Wie eine Fliege im Netz däuchte es neu. Das kam auch, weil seine blinzelnden Augen, die immer noch einmal sehnsüchtig über die grünen Grashalme hin nach den jungen Körpern und den wippenden Beinen sahen, über tausend blinke Fäden nun wirklich blickten, die auch im Blattwerk und unter den Ästen des Weidenbusches hingen und überall zitterten. Die rauhe, junge Stimme der einen Dirne sang und summte ohn Unterlaß verächtlich vor sich hin. Man hörte keine Worte, lange. Nur das dumpfe Gesumm. Ein Fisch schnalzte im Wasser. Einhart sah, daß am Ufer die Wellen sich in feinen Linien belebten. Ein großer Karpfen versuchte ein paarmal ins Licht zu springen. Und von unter Wasser her schienen die Rückenflossen in Phalanx geordnet und vorwärts ziehend sich in die Oberfläche des Spiegels sanft einzuritzen. Goldene Stäubchen und Flitter rieselten und rannen in seltsamen Kreisen und Garben unaufhörlich lautlos hin.

Die leiſeſte Bewegung gab ein ewiges Erzittern. Wer begreift das ſchweigende Lichtleben, der es geblendet ſo hinträumt. Es war nur Wonne und Frieden. Die trägen Dirnen lagen und ſchliefen. Immer klang nur die feine, ſchwermütige, rauhe Weiſe, die hinpſalmodierte. Worte waren es nicht. Einhart hatte die Augen geſchloſſen. Zuerſt geblendet, dann im Einſinken. Aber er lauſchte tief auf den Sinn. Er hörte jetzt noch feiner. Er lag gar nicht mehr er, nur eine müde, ſüße, ſchlaftrunkene, rauhe Weiſe. Auch die Flüſterlaute vom See waren ganz ſcharf hörbar geworden. Die Wellen ſchienen ſich zuzulächeln. Die Fiſche begannen in Einharts Augen zu ſpielen und einen Zirkus zu machen im Sommerwaſſer. Der große Karpfen, der Akrobat, hatte eine Korona von Fiſchaugen um ſich. Alle ſahen ihm zu. Er war einfach viele Meter in die Luft geſprungen. Und wie ſie alle, die Fiſche, mit ihren Leibern aneinander ſchnellten und ſchlugen und lachten wie von metallenen Becken! Und immer klang auch der rauhe, träge Sang, und immer fiel jetzt das nackte Bein nieder, eintönig genau, in die weichen Gräſer. Auch die Worte formten ſich jetzt:

Die Sonne blinkt.
Die Stille klingt.
Was geht's mich an?
Die Sonne blinkt,
und mein totes Herz
kaum träumen kann — —
kaum träumen kann.
Geh fort, du Tor!
Ein Bienlein zuckt.
Was hab ich dir getan?
Die Sonne blinkt.
Mein Herz ist tot — oder schläft's?
Was geht's mich an?

Franziska hatte die Worte wirklich gesungen. Und Einhart war fest und immer fester eingeschlafen. Und er erwachte nicht. Erst am Abend hatte er ein lautes Geplätscher in seinem Traum gehört und wie ein freches Hohnlachen. Aber er hatte es lange nicht erklären können. Er hatte im Traume vor seinem Vater gestanden. Und sah, wie er die Augen endlich auftat, noch immer nicht die Welt, nur das Wasser im Abendglühlicht und den glühen Himmel. Aber dann erkannte er doch gleich, daß er allein war und der Plan völlig leer.

Achtes Kapitel

Einhart lag noch immer an der Böschung am See neben ein paar Weidenbüschen, die jetzt blendend durchglüht waren, daß sie in rätselhafter Körperlichkeit aufragten. Er begriff nicht, wie er alles hatte verschlafen können. Der Plan war tatsächlich leer. Das Lachen, das ihn geweckt hatte, mußte draußen vom See gekommen sein. Ein Kahn in samtschwarzer Silhouette schwamm in dem Funkelgewässer, in den blutroten Tinten und düsteren Schattenflecken oft fast unkenntlich aufgelöst, daß der Blick ihn eine Weile geblendet nicht ausfand.

Die Zigeuner waren fort.

Einhart war in einer seltsam schmerzlichen Erregung, die ihn wie im Bann an der Erde hielt. Bis er endlich auf die Beine gesprungen. Er sah sich nach allen Seiten um. Der Plan war tieferglühend, wie von innen, auch alle die alten Reste Stroh und Lumpen, die noch herumlagen. Aber es war totenstill. Einhart hatte seinen Hut im Schlafe vom Kopfe gestoßen, und er sah ihn jetzt nur ein wenig tiefer am Ufer liegen. „Mein Gott," sagte er vor sich hin. Er war zuerst richtig kummervoll. Alles, was er erträumt hatte, ging ihm noch einmal im Auge

vorüber wie ein ganzer, langer Festzug. Er hatte den Hut aufgenommen, in dem Ameisen herumkrochen, und begann ihn, den Blick in die Weite gerichtet und in sich sinnend, achtlos auszustöbern. Dann fühlte er auch, daß er sein Frühstücksbrot noch in der Jackentasche mit sich trug. Nun also konnte er ins Unbestimmte vorwärtsgehen. Daß er eine Heimat und Eltern hatte, kam ihm jetzt nicht mehr in den Sinn. „Da hinaus!" dachte er nur, indem er der Chaussee zulief.

Er hatte gleich wie eine Witterung. Das Frühstücksbrot vom Morgen hatte er aufgeklappt und flüchtig gesehen, daß ein Stück Käse dazwischen lag. Aber er nahm sich nicht die Zeit, zu essen. Ein alter Bauersmann im Rundhut kam die Straße her, als Einhart versuchte, im Erlengesträuch am Wege einen Wanderstecken abzureißen. „Ach, entschuldigen Sie!" rief er dem Bauern zu. „Wissen Sie vielleicht?" Aber der Bauer hielt sich gar nicht daran. Er lief weiter, als wenn kein Laut an sein Ohr gedrungen. Dann sah Einhart deutlich die Spuren, wohin vom Plan aus die Wagen der Zigeuner sich gewandt hatten. So lief er.

In Einhart war mit dem Hantieren schon in

den Erlenbüschen ein fröhliches Erregen aufgewacht.

„Vielleicht wird die Horde überhaupt noch nicht lange wieder auf dem Wanderwege sein," dachte er nur.

„Sie sind sicherlich erst in der Abendkühle aufgebrochen," dachte er bei sich und nahm immer bestimmtere Schritte.

Einharts Schreiten war wie das jedes Menschen eine Besonderheit. Wer viel träumt, lebt viel in sich tief geborgen und abgekehrt. Die Beine gewöhnen sich dann so lässig und gerade nur zum Halte hinzupendeln. Auch wenn da einmal Sehnsucht und brennender Vorwärtsdrang aufflammt und sie zu treiben beginnt. Wünsche und Triebe, die alle hinaus sich wenden, verlieren nicht lange doch wieder in neuen Visionen alle Macht, und die Beine beginnen bald ihr altes Spiel. So war es auch hier, daß Einhart durchaus nicht schnell und eilig vorwärtskam. Außerdem lagen die Felder fast im Dämmergold, weil der Abend erblichen. Die roten Mohnblumen glühten noch für sich heraus wie heiße Flammen, und der Frieden der Welt summte in Mücken und allerlei grauem Getier um seine Wege.

So wiegte und ſchwankte er nur läſſig unter den niedrigen Kirſchenäſten hin, ohne daß groß mehr als eine drollige Wißbegierde aus Sinn und Augen in die Dunkel der Ferne dann und wann vorausſprang, und eine Freiheit und unerkanntes Erſchauern ihn im Blute erfüllte. Aber er kam doch vorwärts. Die niedrigen Birn- und Kirſchbäume an der Chauſſee begannen ihren glühenden Schein an Stamm und Blattwerk ganz zu vergeſſen und kühl auszuſehen. Es gingen wie leiſe Geflüſter hindurch und ſtrichen wie weiche Genien die fernen Felder. So von Schemen umhaucht und hingezogen im friedſamen Dämmerluftkreis, gingen die Stunden wie Minuten ungehört und wie in vollem Traume.

Daß es längſt Nacht geworden. Daß er endlich in der tiefen, einſamen Nachtſtille fern den Dunkelwald ſah, der unter einem bleichenden Mitternachtſchein ragte.

Daß er Feuer am Waldſaum aufflammen ſah und Geſtalten im Schattenkreiſe ſich bewegen.

Einhart weckte faſt plötzlich ein Schreckgefühl. Er begriff einen Augenblick jetzt ſeine ganze Lage. Er war erſt jetzt einmal wieder noch ganz der Einhart Selle,

des Herrn Geheimrat Selle Sohn. Außerdem dachte er flüchtig liebend an die Mutter und an Rosa. Er war stehengeblieben und zögerte, indem er jetzt auch in die Welt oben sah und mit dem Blick in den Sternen hing. „Ach, diese Welt!" dachte er und staunte er, und ging ihm tröstend durch den Sinn, flüchtig froh, so daß Vater und Mutter und Rosa gleich auch wieder mit versunken waren. Daß er dann sich sehr ruhig am Chausseegraben niederließ, jetzt sein Brot gelassen aus der Tasche nahm und hineinbiß. Seine Gedanken sprangen jetzt an allen Helligkeiten der Nachtwelt um wie belebt. Schon wie diese Kornfelder bis zum Walde hin bleich aussahen, wogende, blaßgoldne Vließe. Stets hatte er in seinen Träumen auch immer wie ein Skizzenbuch vor sich. Jetzt in der Nacht konnte man natürlich nichts aufzeichnen, dachte er. Dann hatte er ja auch gar nichts bei sich dergleichen. Er mußte geradezu laut auflachen. „Ich würde sonst nicht zu ihnen finden, mich einfach verträumen, wie dort verschlafen! so ein Dummkopf wie ich!" dachte er vor sich hin.

Dann hörte er eine Stimme vom Walde her. Noch einmal. Der Frieden der Nacht trug sie

herüber. Das machte ihn heiter auffahren, daß er große Bissen aß, unterdessen er schon dem Walde zulief. Die Feuer waren nahe, wie gelbe Wunderblumen in dem blauen Tiefdunkel der nächtigen Waldschatten. Als wenn große Blütenblätter, nur aus Schein gewoben, hastig eilten und flüsterten, dann und wann goldne Funken himmelan wehend.

Einhart schlich am Waldsaume im Grase hin. Leise kam es von den träumenden Nachtwipfeln wie Atemzüge und fernes Verrauschen. Dann stand er ganz nahe und konnte den jungen, schönen Zigeuner betrachten, der gestern im Taumel der ärgste war. Hingelümmelt, in einem Strauchschatten halb geborgen und das Gesicht von Lichttupfen sanft überflackert, schien er vor sich zu träumen. Oder er hatte die Augen ganz zugetan?

Einhart traute sich nicht heran. Alle schienen zu schlafen. Ein schwarzer Topf hing über dem Feuer. Die Kinder waren wohl in den Wagen geblieben. Oder nein! — Einhart schlich, daß der Waldgrund kaum knisterte, näher. Man lag wie Dunkelflecken herum. Um die Ecke am zweiten Feuer lagen zwei Männer, die im Scheine mit Karten schlugen und nicht

ſprachen, nur dann und wann murrten. Das Feuer brannte ihnen helle Farben an, daß die Köpfe aus der Dunkelnacht glüh herausragten, ſinngebunden und achtlos.

Die beiden Zigeunerdirnen ſchritten behutſam aus einer Schattenecke. Oh! es war nur Franziska, die Ältere, und ihr Luftbild, das vom Feuerſchein geweckt in den nächtigen Wieſennebeln mitging. „Du!" ſagte ſie ganz leiſe und zärtlich, „ach, du!" — „Nein — nein — nein!" ſagte ſie ganz verhalten, offenbar von dem Wunſche getrieben, dem rätſelhaften Nachtgetümmel der Träume um Stamm und in den Kronen, in den Silberflächen der weiten Nachtfluren und Felder, in dem bleichblauen Sternengrund und dem ſchlafenden Lager rings nichts zu rauben. Und ſie drängte Einhart ohne Haſt, ganz kindlich gelaunt, tiefer in den Wald hinein.

Einhart begann das Herz lauter zu ſchlagen. Er hatte noch nie ein fremdes Mädchen ſo nahe gefühlt.

„Da mußt du nur nicht dich rühren!" ſagte ſie. „Ganz nur ſtille ſein, du kleiner Herr!" ſagte ſie eilfertig und mußte lachen.

Aber niemand im weiten Walde hörte ihr Lachen,

als nur der Silberschein, der ihnen zu Füßen in das Nachtgras glitt.

Einhart sah das dunkle Mädchengesicht, das jetzt auch ganz silbern umflossen war, nahe vor sich. Er fühlte den weichen, schmiegsamen Leib ganz nahe, daß ihm das Herz bis zum Springen schlug, rätselhaft und froh. Die lachende Dirne hing an seinem Halse und preßte ihn. Sie küßte ihn leise auf den Mund. Sie atmete nicht. Wie zu einem unbegreiflichen Zauber sog sie sich lieblich und zärtlich nur immer fester und fester an seine Lippen. Einhart hatte nie begriffen, was küssen ist. Niemals hätte er seine Schwestern küssen mögen. Da hätte er einfach lachen gemußt. Er hatte höchstens einmal die Backe drollig hingehalten, wie wenn er rasiert werden sollte, daß dann Frau Selle der Backe einen Klaps und einen Kuß zusammen darauf gab. Nun erregte es ihn unglaublich froh, wie sich die kleine Lacherin inniger und inniger ansog. Es schmeckte wie Walderde und Harz. Und wie er stumm lächelte, sog auch er.

Daß er den Atem nicht atmete. Daß er das Leben nicht lebte. Daß die Stunden der Nacht ungehört und unbegreiflich gingen.

Ein Geschrei störte sie. Einhart war, als die Lippen auseinander sich lösten, eine kleine Böschung erschreckt hinabgeglitten, gerade als der Schrei sich neu wiederholte. Das Mädchen sprang fort. Die Alte hatte nach ihr gerufen.

Dann lag Einhart einsam die Nacht in einem Leben und in einem Lieben ohne Ende, und flog in Träumen, und sah, wenn er die Augen rätselhaft auftat, die Sterne im Raume schweben und hörte nicht Menschenlaut rings, nur die Tannenkronen ziehen und leise raunen, und eine fremde Nachtstimme schrillen, gleich neu aufgesogen, weil ein Sturmstoß in den Wipfeln sich verfangen und wer weiß welchen Vogel geweckt hatte, der sich aufhob.

Am Waldrande verglühten die Feuer kaum noch in der Asche. Die Pferde lagen hingestreckt. Die Menschen lagen hingestreckt. Alles schlief.

Neuntes Kapitel

Einhart war nicht zur Salzsäule bestimmt. Zurückblicken war gar nicht seine Sache. Er war wie ein Kind vor reichen Tafeln. So lange er Augen und Sinne reichlich voll hatte all der schönen Dinge, wenn braune Zigeunermänner verächtlich und hart aus den Wagenkellen und unter den halberhobenen Planen der Wagen schreiend sich streiten, und die kleinen bissigen Pferde nach Fliegen oder sonst um sich schlagen, die halbnackten, verwahrlosten Weiber gleichgültig geschäftig und die lumpigen Dirnen sanft ohne Maß neben einem schlendern mit Ziegen am Stricke, da war Einhart heimlich zum Jauchzen sogar, zum in die Lüfte springen zu Mute, und er gab seiner Laune auch durch allerlei Drolligkeiten Ausdruck. Schon daß er noch viel toller wahrsagen konnte, wie die Dirnen, nicht nur aus den schwieligen, dünnen Händen, aus den Wärzchen am Halse, aus den knisternden Haarsträhnen, in denen Strohhalme hingen, und aus den langen Zehen von Lisa, die ihm wie feine Finger schienen, und aus dem Finken- und Starenflug über den Ebereschkronen der staubigen Landstraße, auf der sie Stunden schon hingezogen,

das amüſierte die Zigeunerkinder und ſcharte ſie um ihn.

Und Einhart konnte nicht ſatt werden, ſich umzublicken in die Lande, wo die reifenden Felder in Sonne gebreitet lagen, die fernen Kirchdörfer mit roten Dächern und Türmen und Kreuzen darauf im Baumwerk glänzten und leuchteten. Konnte nicht ſatt werden, dienſtwillig einher zu eilen, wenn man am Straßenrande im Baumſchatten ruhte, und es galt die ſtruppigen Pferde zu tränken, Waſſer herbeizuholen oder ſonſt Handreichungen zu tun.

Man hatte an einer Windmühle auf einſamer Höhe Raſt gemacht. Der Wind hier oben hatte das Gefühl der Schwüle, das Einhart ein paarmal unterwegs wie flüchtig den Atem genommen, trotzdem ſein Geſicht friſch und feucht und vergnügt immer vor ſich hin gelächelt, längſt genommen. Und es konnte für ihn jetzt nach getaner Arbeit nichts Schöneres geben, als ſo unter Glockenblumen und Schierling und allerlei gelbem Blühwerk hingeſtreckt liegen, während Käfer und Spinnen an Halmen herumkrochen, und die Sonnenſtrahlen ſich unter das kleine Grasgeräume ſtahlen, ſo alles nacheinander geſpannt anzuſtaunen, auch den blaßblendenden

Himmel oben, und das faule, braunäugige Dirnenvolk mit seinen losen Heimlichkeiten daneben, die sich achtlos enthüllten.

Wie im Himmel kam sich Einhart vor. So hatte er sich das Leben gedacht, so und nicht anders. Durchaus nicht faul. Müde wurde man. Zu tun gab es genug unter dem Wandervolke. Auch Kinder und Dirnen hatten genug zu tun gehabt, ehe sie dem alten, weißen, geizigen Griesgram von Müller den Eimer Mehl abgebettelt, der jetzt von den Müttern zu Brei zusammengerührt und mit Kräutern verspeist werden sollte. Hier gab es doch wirklich einmal ein seliges Einsaugen der Welt. Hier lag man einmal ohne allen Anspruch. Hier stampften die Pferdehufe eintönig in die tiefe Sommerstille, und auch die Männer, die aus den halberhobenen Planen den ganzen Weg hinausgeschrieen und sich zugelärmt, waren hier still und träge hingelagert. Und man genoß wirklich, wie wenn man die Welt unter den Füßen in erhabener Höhe lebte.

Einhart dachte jetzt auch, als er so dalag, daß das Geschrei und die Stimmen, die hart und unbarmherzig in die Lüfte gehallt, nur aus Gewohnheit kämen,

weil sie immer das Gerassel der Wagen übertönen müßten. Er liebte die Leute. Freilich hatte er sich schon am Vormittag ein wenig erschrocken mit einfältigem Lachen im Gesicht, weil der eine alte Zigeuner, der ihn übrigens, wie die Männer alle, wie Luft behandelt, frech und rücksichtslos unter die Dirnen mit der Peitsche hineingeschlagen, immer wieder neu, bis sie sich trotz deren anfänglicher Bosheit und Störrigkeit aus Einharts Nähe eine Weile zurückgezogen. Es hatte ein Aufheulen der Kinder und ein Gekreisch unter den Müttern gegeben. Franziska hatte einen Hieb mitten über die Backe unversehens aufgefangen. Und das Gesicht war sogleich blau angeschwollen. „Ein Vieh!" hatte Einhart plötzlich auch in diesem Augenblicke ausgestoßen. Nichts sonst. Denn beim Weiterfahren in das nächste Dorf hinein hatte man davon schon nichts mehr gewußt. Da war es nur hurtig weiter gegangen, alles nur mögliche in die Wagen geborgen, Vieh und Menschen. Da waren die Wagen hart den Berg hinabgerasselt, die kleinen, grauen, schwitzigen Falbratten davor galoppierten, und man saß untereinander und lachte und trieb tausend Kurzweil im Dehnen und sich lässig Gedanken machen.

Nie hätte Einhart jetzt daran denken können, daß der seltsame Traum, den er so hinlebte, einmal könnte ein Ende nehmen. Er stand schon wieder und kühlte am Wassertroge im Hofe des Dorfkretschams, wo man untergekommen, Franziska die blaue Schwiele, als ihn ein Gendarm unsanft am Arme riß und ihn auch gleich ohne rechtes Besinnen seinerseits mit fortgenommen.

Und damit war Einhart ebenso unversehens bald wieder daheim. Denn es hatte gar keine Reden gegeben, auf die der Gendarm nicht mit aller Strenge und höhnisch herabgesehen. Und etwa zu leugnen, daß er Einhart Selle war, war Einhart bei dieser Überrumpelung gar nicht richtig in den Sinn gekommen. Man hatte ihn anfangs sogar gebunden. Aber Einhart hatte dem Gendarm einfach erklärt, daß er durchaus nicht entweichen und ruhig mitkommen würde. Er fühlte sein Gewissen ganz rein und fand es sogar in seiner Art nicht ohne Reiz, einmal die Welt auf diesem Rückwege der Enttäuschung anzusehen. „Her als Freier, hin als Gefangener," so phantasierte und lächelte er vor sich hin und belustigte sich heimlich noch gar über den grünen Laubfrosch von Gendarm, der in ganzer

Würde neben ihm schritt. Nicht groß Rückschauen gab es und nicht groß Vorschau. Daran nur einstweilen ganz noch ins Unbestimmte beteiligt. Er mußte an Rosa denken, der er alles erzählen wollte, und vor allem der Mutter. Das machte sogar eine flüchtige Neugier, wie ihn die daheim ansehen würden. Wenn Herr Selle graue Miene machte, war das nichts Neues. Daß da etwas sonst geschehen könnte, ahnte Einhart mit keiner Silbe.

Aber die Sache war als Wirklichkeit doch sehr unangenehm. Erstens einmal war eine ganz fremde Kälte schon in den Schwestern, die zufällig im Korridor standen, als man ihn heimbrachte. Keine hatte gewagt, ihn zu begrüßen. Nur mit Kopfnicken von ferne, nur ganz steif, und als wenn jede ganz beschämt wäre. Er hatte ihnen zugelächelt, da er ja doch noch immer derselbe Einhart war. Aber da hatten ihn Johanna und Katharina und Emma noch seltsamer und steifer angesehen, ohne zu erwidern.

Rosa war nicht dabei. Frau Selle war auch nicht daheim.

Und drinnen erst bei Herrn Geheimrat Selle war die Sache dann bald zum Entscheid gekommen. Einhart hatte beim Eintreten jetzt wirklich

gesehen, daß er dem Vater ein Unheil zugefügt. Herr Selle war geradezu gealtert. Das sah Einhart gleich, als ihn der Gendarm hineinbrachte. Einhart war auch in seiner Güte entsetzlich unvermittelt. Wie er sah, was hier geschehen, hätte er sich am liebsten gleich dem Alten, den er heimlich liebte, vor die Füße geworfen. Aber Herr Selle hatte zuerst seiner gar nicht geachtet, nur mit dem Gendarm lange noch im Flüsterton gesprochen, ehe er auf Einhart zukam. Aber wie Einhart neu das vergrämte, alte, graubärtige Gesicht ansah, und es ihm wieder ankam, wie auf die Knie zu fallen, gleich, und den lieben, strengen Herrn tausendmal anzuflehen in Güte und Liebe, hatte ihn der Vater auch schon ins Gesicht geschlagen. Denn Einhart hatte auch dabei ein Lächeln trotzdem im Gesicht gehabt, was durchaus nur Liebe und Güte war, und was Herr Selle jetzt nur mißverstand.

Dann hatte er, der alte Herr, Frau Selle, die in ratloser Aufregung hereinstürmen gewollt, nur streng hinausgewiesen, sie mit Bestimmtheit und Härte dann einfach selber hinausgeführt, und seine Erklärungen, nachdem er die Tür hinter ihr verschlossen, hart abgegeben.

„Mach dich sauber, Saukerl! Bade dich, Strolch! Deines Bleibens ist nicht weiter unter einer anständigen Familie. Du besudelst die Ehre deiner Eltern und Geschwister. Morgen früh zeitig wird dich jemand nach K. bringen.“ Wohin hörte Einhart gar nicht, dem nur die Backe rechts und links brannte, und die Seele in Asche sank. Und es war auch gar kein Versuch Einharts geglückt, sich trotz des Schmachgefühls neu liebend zu nahen, immer wieder in einfältiger Demut. Herr Selle blieb hart, wie ein Stein. Einhart hörte gar nicht, was der Vater alles redete.

„Du zeichnest ja gern,“ hatte Herr Selle dazwischen endlich auch gesagt. Das war wohl der einzige mildere Ton.

„Ja, ja — gewiß, geliebter Vater, ich zeichne gern, das tue ich ja furchtbar gern,“ hatte Einhart fast in Ekstase gerufen.

Aber ein Blick voll Verachtung über diesen Laut, der Herrn Selle wie Frechheit klang, drängte Einhart zur Ruhe. Und dann war er mit harter Gebärde hinausgewiesen, hatte im Zimmer zu bleiben, niemand durfte zu ihm, er bekam Wasser und Brot zu essen, wie ein Sträfling, und hatte nur seine Sachen zu packen.

Aber Rosa kam trotz des Vaters Rede und Zorn. Auch Mutter hatte gar nichts zu reden gewagt, als sie ihm beim Packen doch helfen mußte. Sie hatte Einhart nur mit schmerzvoller Liebe angesehen, und Rosa ausdrücklich vor Vater gewarnt. Aber Rosa war kühn. „Du, das vergessen die alle bald," sagte sie zärtlich zu Einhart. „Mach dir nichts draus. Es ist ja Unsinn, so ein Wesen zu machen. Was ist denn passiert? Du, das muß furchtbar interessant gewesen sein!" sagte sie lachend. Da lachte Einhart auch. „Nu ob!" sagte er drollig. Und dann mußte sie ihm erzählen, was sie wußte, wohin er käme? und was man eigentlich mit ihm vorhätte? Und am andern Tage befand sich Einhart schon bei einem Steindruckmeister in der Lehre, einige Stunden Bahnfahrt entfernt in einer kleinen Stadt.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Es ist eine Gefahr, wenn Menschen ein Leben vertun mit Dingen, die ihnen und ihren Erinnerungen ewig entweichen, und die nichts zurücklassen, als müde Arme und ein müdes Entsagen. Und die so in den Abgrund ihrer eigenen Zeit, der ihres Sehnens einziges Gefäß sein kann — den vollen Lebenstrank einzubrauen, nur Nieten um Nieten werfen, und auf ihrem Herzen beim letzten Atemhauche gellt es aus der tiefen Leere eines weggeworfenen Lebens nach. Da kommt es wohl auch schon mitten in der Zeit, daß der Verarmte, der nicht mehr seine Arme oder auch seine Sinne regen kann, nach Troste greift und hingeht in Trunk und Taumel, seine Leere auszulöschen, und vollends zu vergessen, was er an Wünschen und Begehrungen emporblühen gesehen, einmal als noch das natürliche Drängen mit Jugendgefühlen ihn hinaustrug ins Leben zu Tat und Traum.

Es ist weit und breit ein solches ödes Land. Ein Großes, Ganzes, Gewaltiges in der Zeit, und doch nur ein Zusammenklingen aus zerpflückten, zerstückten Sehnsuchten des Menschen, gebaut wie aus heiligen Steinen. Und die daran schufen, gehen seelen-

los einher, das große, steingeschaffene Bauwerk anzustaunen, aber offen oder heimlich möchten sie sich in den Staub werfen und weinen nach ihrer verlorenen Seele. Aus solchen tiefen Erkennungen gehen schon Kinder und Jünglinge in freie Wildnisse, wenn sie die Öde wittern, und suchen sich mit Leidenschaft und Inbrunst anzuklammern an die Verheißungen, die in eigenen Träumen leben. Wie sie immer sein mögen, solche, die mit Inbrunst und wie heilig wandeln, zärtliche Schwärmer mit Augen, wie fromme Engel, oder solche, die die Einfalt ewig lächeln macht, sanft und voll üppigen Vergnügens, über die Torheiten, mit denen sich die Welt von Anbeginn betrog.

So war es auch mit Einhart.

Seitdem er in der kleinen Bergstadt lebte, hatte er die Einfalt zum Schutze und das Lächeln zum Troste.

Die Steindruckerei lag in einer engen Straße mitten in der Stadt. Die Arbeitsräume dehnten sich nach hinten aus, und die großen Fenster gingen auf den Hofweg und auf Schuppen. Er stand nun hier und griff zu und sah Lehrlinge gleich ihm in blauen Schürzen, und Gesellen vor der großen Steintafel

hantieren und hörte auf die ſorglichen Worte des Meiſters.

Der Geiſt des ganzen Hauſes ging von der Meiſterin aus. Sie war aus einer pietiſtiſchen Familie vom Rhein, und ſchon ihr Ausſehen, wenn ſie ging mit ihrem Rundhut und immer in dunklen Farben der grau in grauen Welt der Mühſal, obwohl ſie jung und drall und die Augen friſch und faſt zu ſicher ſchienen, und der Kinderſegen nicht gering war, zeigte einen ganz eigenen Schlag Verzicht auf äußeres Tun und Glänzen.

Die Frau war, was man zu ſagen pflegt, ein frommer Dämon. Sie hatte alles im Banne. Sie ſah wie ein Habicht und hörte, wie ein ſcheues Wild. Es entging ihr keine Untüchtigkeit. Sie ſah keine verſtohlene Miene und heimliche Gloſſe, die ſie nicht dann hinter Schloß und Riegel vor dem Meiſter allein erwähnte und zur Abſtellung empfahl. Wenn ſie ins Werk hinein flüchtig vorbeigehend zuſah, konnte man denken, daß ſie allen nur zulächeln wollte. Der Meiſter ſelber, der von unerhörter Umſtändlichkeit zu jedem Worte ein Beſinnen und zu jedem Beſinnen ſoviel Minuten Zeit, wie zur Tat brauchte, alſo daß man in Ge-

duld harren mußte, bis eine Meisterweisheit endlich von seinem Herzen sich gelöst und salbend aus dem rot-bebärteten Munde und sanft aus den grünen Augen ausgegangen, der Meister selber bekam fast Eile, wenn Frau Kallinich gerade durch die Werkstatt schritt und dort ihre frischen, grauen Augen herumwarf.

Einhart hatte es gut. Der Meister war nicht nur fromm. „Ein Geheimrat", das hatte ihn gleich niedergeschlagen. Die Gesellen waren frech. Die ließen Einhart springen, wie die andern blauschürzigen Jungen. Aber der Meister sah in Einhart etwas Besonderes. Einhart konnte da anfangs nicht klagen.

Klagen war Einharts Sache überhaupt nicht. Nach außen gab er jetzt nichts. In gewissem Sinne amüsierte ihn die Arbeit. Weil er auch noch viel zusah. Und man sah auf den Tafeln allerhand Dinge aus der Welt. Nicht nur ewig Buchstaben. Auch Bilder. Manches davon bewegte Einhart. Das alte Kloster am Sinai war das erste, was er im Bilde in Steindruck sah. Der Geselle, der es bearbeitete, kümmerte sich nicht weiter darum. Aber Einhart fragte und fragte. Und weil der Geselle ihn angefahren: „halts

Maul!" fragte er geradehin den Meister, der ihn belehrte.

Der Meister kannte alles, besonders was um die heilige Geschichte herum war. Er erzählte also gleich umständlich und mit viel Aufmachen der Augen, groß und weit, ehe auch nur immer wieder ein Wort voll Tiefklang kam, von der Stätte des Mosesbrunnens, wo jetzt zum Andenken eine Platte reinen Silbers gebreitet wäre, und die Tropfen ewig flössen seit Jahrtausenden. Er erzählte auch, daß sein schönster Wunsch gewesen, einmal nur einen Trunk aus jener heiligen Quelle zu tun, in demselben Tonfall wehmütigen Sich-besinnens, wie Einhart sich erinnerte, daß Herr Geheimrat Selle immer von den lauteren Quellen der deutschen Altertümer gesprochen hatte, nach denen er eine ungestillte Sehnsucht trüge. Herr Kallinich rühmte dann auch laut Einharts Wißbegierde. Obwohl die Gesellen heimlich empört waren, und sobald er ihnen den Rücken gekehrt, untereinander ausfielen, daß sie viel zu tun hätten, wenn sie auf all den „heiligen Zimt" eingehen sollten. „Stumm und dumm", sagte der Kurzbärtige, „muß der Geist sein, wenn man zu Gelde kommen will".

Natürlich hielt sich Einhart nur an die Meisterleute. Und es dünkte ihm auch gut, mitzutun, wie es im Hause ging. Der Herr Geheimrat hatte ausdrücklich Familienaufsicht verlangt. Einhart mußte deshalb in der Familie wohnen. Die übrigen Lehrlinge wohnten neben der Werkstatt. Einharts kleine Stube lag gegenüber der Wohnstube, neben der Küche. So konnte er auch oft fromme Gesänge hören, und morgens und abends mußte er es mitmachen.

Der Meister sang dabei selber vor, saß mit Würde und hatte ein richtiges Lehr- und Lesepult vor sich, darauf Bibel und Gesangbuch ruhte. Sein großer Mund öffnete sich weit, daß Einhart jedesmal heimlich auf den Moment spannte und dann über die Weite des Mundes heimlich lachen mußte. Aber noch mehr über die gesenkten Mienen der Frau Meisterin, die nur dann und wann seitlichen Blickes im Kreise herum und auf ihre beiden Töchter sah.

Eine war noch klein, etwa vier. Die andere ging eben ins Fünfzehnte und sah frisch und frech aus, wie die stülpnasige Mutter. Fromm waren alle. Die Münder aller standen dann im

Gesange offen, und es klangen feierliche, laute Betgesänge.

Einhart fand es ganz angenehm, so den Tag einzuleiten und auch zu beenden. Er hatte es an sich gern zu summen und zu singen mit vergnügten Augen, und manchmal in die Augen der frechen, jungen Dirne hinein. Im Grunde war er den Ereignissen immer ziemlich fern. Aber was kann das Mühlrad tun, als sich umzudrehen? Man konnte zunächst nichts weiter erwarten. Ganz allmählich erst begann die junge Seele wieder hinein zu trachten irgendwo in Dinge, die sein würden, wie sie es sich träumte. Ganz allmählich bekam alles das, was da aus der Vergangenheit heilig erstarrend heraufkam, für Einhart einen grauen Hauch drollig trostloser Würde. Ganz allmählich konnte Einhart den Meister und die Frau Meisterin gar nicht anders mehr sehen, als wären sie rückgewendet und hätten ihr Gesicht eigentlich hinten. Er litt manchmal heimlich geradezu wie an einem Narrenzwange und mußte sich richtig besinnen, daß er sich solche Tollheiten nur eingebildet. Aber alles, was der Meister so hinstellte, als müßte man nicht leben, sondern erst

sterben, um es zu erlangen, machte ihn rundweg übermütig.

So standen sich hier zwei Welten stumm und fern gegenüber. So einfältig die Kohlenaugen Einharts noch immer auch herausblickten auf den frommen Meister und die nußharte Frau Meisterin hin, so kindlich auch und mit Begehren die kleine Berta Einhart zulachte und die erwachsenere Helene schon mit kecker Lockung.

Helene war in Einhart gleich verliebt gewesen. Sie kam häufig in seine Stube, vornehmlich Sonntags, und hockte sich zusehend nahe, wenn er dann dasaß und für sich etwas zu zeichnen oder zu malen versuchte. Einhart fand sie immer nur sehr albern. Schon weil sie ein Gesicht hatte, das nie ein Lächeln richtig sanft zeigen konnte und gleich nur wie ein Altes ausbrach. Wobei ihm immer wie Lieblichkeit durchs Träumen das Lächeln ging, mit dem Zigeunerdirnen aus stummen Glutaugen lächeln, „wie wenn Blumen oder Birkenbüsche lachen und flüstern im Winde", dachte dann Einhart so hin. Diese Helene war jung und derb entwickelt, blond ohne goldnen Schein, blauäugig und doch nichts vom Himmel drin. Wie ein blauer, kalter Kattun war

das Auge, leer nur und lüstern. Wenn sie ihn preßte oder seine Hände in die ihren nahm: Nichts tat er, gleichgültig lächelnd war er. Er knipste sie mit dem Finger an die Nase. Er dachte und träumte wahrhaftig andere Dinge, als nur so graues Handwerksleben. Er lebte die Woche mit sich und lief dann irgendwo hinaus, am Sonntagnachmittage, und lag über der Stadt hoch oben am Walde.

Zweites Kapitel

Es waren mehr als dreiviertel Jahre vergangen, seit Einhart beim Meister Kallinich eingezogen war. Die daheim hatten immer gute Nachrichten erhalten. Der Meister selber rühmte Einharts Anlagen für den Beruf und vor allem, daß er ausgezeichnete Entwürfe lieferte, Ideen selbständiger Art und viel Lust zu derlei reger Phantasiearbeit hätte. Meister Kallinich gab sich alle Mühe, sich Herrn Geheimrat gegenüber mit vollendeter Sachkenntnis auszudrücken. Herr Selle war es jedesmal sehr zufrieden. Aber Einhart hatte auch geschrieben an Mutter und an Rosa. Wie Einhart war. An Vater wohl nur einmal gleich im Anfang und noch unter dem Gefühl der Schuld, die er an ihm begangen. Dann immer nur allerlei drollige Dinge an Rosa hauptsächlich.

„Weiße Ziegen weiden hier nicht an dem See. Aber schwarze Bergleute laufen Tausende auf der Straße. Und dann, was das Weiden anlangt, das tun hier so recht sanft und fromm nur die hellen Augen der Frau Meisterin, die jede Ungehörigkeit von Lehrling und Gesellen öffentlich gleich mit Strunk und Stiel abbeißt, und jede Ungehörigkeit

des frommen Meisters heimlich. Ich selber weiß von solcherlei, was nicht paßt, schon kein Wort mehr, und wenn ihr mich sehen würdet, dächtet ihr einfach, ich wäre Einhart Kallinich, so renne ich herum zwischen Presse und Tisch und zu allen Kunden und blicke auf, wie ein richtiger Apportierhund. Ich glaube, ich habe auch so helle Augen bekommen, wie die feste Helene, der frommen Meisterin freches Ebenbild. Ach woher nur, eben sehe ich in den Spiegel, und erkenne, daß ich das nur muß geträumt haben. So leicht verfärbt man sich nicht. Aber lachen kann ich garnicht mehr. Eben versuche ich es im Spiegel. Die Augen glotzen mich an, dunkel wie Rosas sanfte, schwarze Kirschenblicke, aber lachen — nichts davon. Es gibt hier nichts zu lachen. Zum Lachen muß ich Sonntags allein auf den Berg gehen. Es ist ein Eichengehölz. Da liege ich manchmal, und auch jetzt im Frühling, wenn die Sonne noch durch das lose, lustige Knospenwerk fällt und nicht vollen Schatten, nur feine Schattennetze auf den Boden wirft. Da merke ich überhaupt immer erst wieder, daß die Welt den Himmel, nicht die niedrige Stubendecke über sich hat, und man nicht nur Steindrucktafeln machen

braucht zum Zeitvertreib, auch aus den Stubenwänden hinausfliehen und die ferne, weite Welt ringsum anstaunen kann und Leben fühlen."

Der Brief war, wie ihn nur Einhart schreiben konnte. Er ging aus dem Hundertsten ins Tausendste und nahm kein Ende. Und hatte am Eingang ausgelassene Neckereien und am Ende Einfälle. Und ein Denken an daheim kam nur noch wie eine leere Formel nachgehinkt. Denn Einhart war gesunden Blutes. Daß die daheim krank seien, daß es ihnen nicht wohl sein könnte, daran dachte er mit keiner Silbe. Und daß er Grüße wirklich anfügte, hatten nur die Lehrer verschuldet. Und Einhart tat es mit dem Gefühle, daß er sich am Schlusse des Briefes doch auch einmal vor Vater verneigen müßte, wenn der Vater den Brief oder einiges daraus zufällig zu hören wünschte.

Aber Herr Selle bekam dann auch plötzlich wieder einen Brief von Einhart, der zunächst einige Aufregung ins Haus trug. Man hatte erwartet, man könnte nun Jahre ruhig sein, und Einhart würde so, ein gutmütiger Lehrling, allmählich zum Gesellen erwachsen und ein ehrlich-frommer Steindruckmeister werden. Wenn Rosa alle Briefe gezeigt, hätte von

solchen Erwartungen nicht die Rede sein können. In einem hatte gestanden: nein, nicht im Briefe — in einem Zettel, der danebensteckte, und auf den er geschrieben:

„Ich schreibe das nur auf das Zettelchen, denn das darfst Du einstweilen niemand sagen, auch der geliebten Mutter nicht, die sich nur ängstigt." Da hatte er geschrieben:

„In die Welt gehen muß man, und wenn einem Väter und Gensdarme nachstellen. Das mit den Zigeunern war nur dumm angefangen. Außerdem nur so wandern, das ginge auch nicht. Sowas ist nur ein Kindertraum. Man muß was ausfindig machen. Es muß sich lohnen und einen Sinn haben. Den Mittelpunkt der Welt finden, oder eine schöne Prinzessin, oder den Zauberwald, wo in der Dunkelnacht alle Blätter zu Golde werden. Alle Felsen staune ich hier auf meinem Berge an und denke mir dahinter Säle und Gänge voll bunter Edelsteine. Und einmal finde ich doch noch einen richtigen Schatz!"

Das war alles nur Lust zu fabulieren. Er hätte nicht gewußt, wie und wo? Aber in seinem Briefe an Vater war der Ton ganz anders. Denn da

wußte er zunächst ganz deutlich, daß er es bei Meister Kallinich nicht zu finden dachte.

„Geliebter Vater!" schrieb er, „ich muß Dir ein Geständnis machen, daß es mir immer noch sehr auf dem Herzen liegt, daß ich Dir viel Kummer gemacht habe. Ich bin aber jetzt ein Anderer geworden. Und habe viel über mich nachdenken und so zur Besinnung mich bringen können. Vielleicht hat Dir Herr Kallinich geschrieben. Er ist immer mit mir zufrieden. Die Kunstarbeit hat mir immer Freude gemacht. Wirst Du nicht böse sein? Es kommt mir vor, als ob ich es weiter bringen könnte, als nur solche Steindruckerei. Erlaube mir doch, daß ich mich zum Maler ausbilden darf. Vielleicht glaubst Du mir. Ich will mich gewiß zusammennehmen und nicht abirren."

Dieser Brief machte daheim Aufregung. Herr Selle traute nicht und war unwillig. „Er ist kaum in Ruhe gekommen, nun fangen die Treibereien neu an. Er bleibt in der Lehre." Aber Frau Selle wußte auf die drolligen Talente hinzuweisen. Sie brachte die kleine Katzenfamilie aus dem Glasschrank, die Einhart aus Wachs geknetet, eine ganz erstaunliche Leistung voll beobachteten, spielerischen Lebens.

Die Schwestern redeten zu. Rosa sagte unverhohlen: „Wenn er Maler wäre, Papa, das wäre doch ganz was anderes!“ Woraus Herrn Selle ein eigenes Gefühl der Beschämung durch seine Seele huschte, daß sein einziger Sohn es nur gerade bis zu einem Handwerksgesellen oder Handwerksmeister bringen sollte.

Das alles kam zusammen, daß Einhart sein Plan gelang, und gründlich gelang. Gründlich, wie Herr Selle in solchen Dingen war, und doch mit einem Zuge noch, daß man diesem Menschen durchaus die Wege nicht zu sehr ebnen und dem eignen Sichzusammenraffen und Weiterhelfen und Sichbesinnen nicht mit törichter Sorglichkeit vorgreifen dürfte. Er hatte erst Rücksprache mit dem Lehrerfreunde genommen, der Einhart kannte. Der Direktor riet ganz und garnicht ab. Dem Direktor fiel sogar eine Last von der Seele, daß nun Einhart sich zu Besserem durchzufinden angefangen.

Er wußte, daß Herr Selle in der ganzen Zeit wegen Einhart noch immer heimlich litt. Nun sagte er sogar: „Ja — das habe ich mir immer schon gewünscht, daß er solche Wendung nehmen möchte. Ich bin sicher, so kann er noch ein ganz tüchtiger

Mensch werden." „Nun gut!" sagte Herr Selle einigermaßen zufrieden. „Ich will ihn nicht stören. Mag er den Schritt versuchen."

Man setzte ihm ein kleines Monatsgeld sicher aus und erlaubte ihm, nach der Akademiestadt zu fahren, nachdem noch mit Meister Kallinich in aller Zufriedenheit die Dinge alle geordnet wären. Meister Kallinich setzte den Erwägungen des Herrn Selle die Krone auf, indem er in seiner frommen Bescheidenheit schrieb, daß er es schon vorher, „gleich wie er die Talente Einharts gesehen, gewußt hätte, daß Einhart durchaus zu etwas Höherem berufen wäre." Und man ging in die Neuordnung der Lage in ganzer Harmonie.

Drittes Kapitel

Einhart war zum ersten Male in der großen Stadt. Er kam an mit einer ganz einzigen Spannung in den gelbgrauen Mienen und ging vom Bahnhof gleich in die Hauptstraße, um sich in der Menge umzusehen. Wer ihn so sah in seinem braunen Röckel und dem dunklen Rundhut, wußte nicht, ob er einen dürftigen Photographen oder einen von einer fliegenden Theatertruppe vor sich hatte. Man konnte auch an einen Gaukler denken, der auf dem Seile tanzen, oder mit goldnen Kugeln vor den Augen seiner Zuschauer spielen und sie in die Luft werfen könnte, daß dann gleich, wie im Märchen die schöne Quellfrau es tat, die goldnen Bälle wieder mit Donner und Blitz herniederführen unter die strömende Menge. Einhart hatte eine ganz besondere Art, sich hin zu bewegen, mit einer spitzen Miene manches zu umgehen, daß er recht auch aussah, als wäre er auf Diebeswegen, beschliche etwas, und täte heimliche Erwägungen, wie an Menschen und Dinge und Schauauslagen geschicklich heranzukommen.

Er war am Nachmittag angekommen. Auch an die Akademie ging er. Er sah das Gebäude lange

an. Es kamen einige Jünglinge mit Mappen heraus, auch ein wenig wie er, weil sie gleich ihm die Strähne der Haare unter dem Hute hatten hervorquellen lassen. Nur gleichgültig jetzt und gewohnt an die Anblicke des treibenden Lebens, an den breiten Strom voll Sonne unten tief an dem Mauerwerk, und an die ragenden Gebäude und blühenden Gärten, die sich jenseits des glatten, quirlenden Stromwassers, das um die Brückenpfeiler sich staute, angesiedelt.

Und dann war des Besinnens nicht lange gewesen. Einhart wußte immer zu finden, wenn es ihn selber vorwärts trieb. Er hatte die Nacht in einem kleinen Gasthause zugebracht. Und am folgenden Tage hatte er es nicht erwarten können, seinen Platz in dem Atelier des Meisters Teodor zu erobern, seine Handwerkszeuge zusammenzukaufen und dann sich in einer kleinen Bude hoch oben in einem Mietshause im vierten Stock einzurichten.

Schon am dritten Tage war Einhart unter denen, die morgens in die Akademie eingingen. Und man kann sagen, er ging mit einem wahren Hunger ein. Er dachte an Wunderdinge. Er dachte, nun müßte sich eine ganze Welt auftun. Hier war einer der

berühmten Männer, die es besaßen, wonach sich viele Jünger zeitlebens sehnten.

Das Atelier Meister Teodors war hoch und hell. Ein Tisch stand neben der Wendeltreppe, die einen aus dem Meisteratelier emporführte. Eine große Chaiselongue stand mitten, davor ein Eisbärfell mit offnem Rachen sich gelagert, während Kopf und Rachen eines andern über das Keilende des Lagers herunterhing. Die Skizzen an den Wänden waren reichlich. Ein paar Staffeleien standen herum. Der Meister war ein Mann voll heiterer Miene, dabei sehr geradezu. Einhart kam, wie er seine Farbskizzen kritisierte, nicht aus dem Lachen heraus. Zu sagen, was nicht stimmte, wußte Meister Teodor. Er hatte einen Knebelbart und einen Schnurrbart, die er abwechselnd zupfte, wenn er Witze machte. Und er machte immer Witze. Auch wenn er sein Modell zu Änderungen seiner Stellung mit dem Malstabe anrührte, oder wenn seine großen, grauen Augen noch weiter wurden, und er zurückgelehnt scharf eine Linie des nackten Leibes beäugte, sie scharf gesehen hinzubringen.

Der Meister malte ewig Frauen in allerhand idyllischen Lagen. Im Atelier standen mehrere große

Bilder. Eines ſtellte die Hoffnung dar. Ein nacktes Mädchen im Walde, mit Augen, die ebenſo groß, wie leer ſchienen, und hoffnungslos in die Ferne blickten. Einhart ſah die Tafel lange ſtumm an. Es fiel ihm jetzt ein, daß er unter Hoffnung ſich eigentlich niemals etwas Rechtes gedacht. Die Sache war ihm neu. Er wußte garnicht, ob es ihm gefiele. Er hatte einſtweilen nur auch ein großes Staunen, wie das alles ſicher gemacht ſchien.

Einhart mußte mit dem Einfachſten beginnen. In der oberen Klaſſe ſaßen die Schüler zuſammen, von Porträtbüſten abzuzeichnen. Der Zeichnenlehrer tadelte gleich ſeine Blätter und rühmte nur anfangs einmal etwas wie Stiliſierung. „Aber Stiliſierung, mein Lieber! Sie fangen die Kirche mit dem Turm an," ſagte der alte, graubärtige Murrkopf in ſehr bekannter Wendung, die Einhart doch originell dünkte. „Erſt müſſen Sie was können, dann können Sie ſtiliſieren." Das alles däuchte jetzt Einhart zuerſt durchaus richtig.

Auch in den kommenden Monaten noch war er eingeſchüchtert. Er begann erſt allmählich ein Gefühl zurück zu gewinnen, was aus ihm ſelber kam.

Die Jungen in der Schule waren ſehr verſchie-

denen Gelichters. Einige waren unſäglich peinlich. Das Zeichnen zeigte es: unglaublich geordnet und ſicher und reinlich — und die Dinge recht, wie ſie Gevatter Akademiediener oder der Barbier ſah, der zum Direktor durch das Treppenhaus ging. Man wußte im voraus, was ſich Großes enthüllen würde.

Dann waren einige, die immer nur auf die Blätter der andern ſahen, Gloſſen machten und ſelber nichts konnten. Die machten freche Bemerkungen an allen Ecken über Dinge und Lehrer und freche Witze über die Reize der Modelle, die Einhart tatſächlich unangenehm waren, ſo daß ihm einmal über die gefühlloſe Art, wie man ein junges, halbwüchſiges Mädchen ſich hatte entkleiden laſſen, ein Ekel angekommen.

Und Einhart war garnicht geſprächig. Er ließ alle reden. Und je mehr er ſchwieg, deſto mehr buhlte alles allmählich nach ſeiner Teilnahme. Allen erſchien Einhart rätſelhaft. Seine Augen ſahen beim Arbeiten herriſch aus, ſo einfältig und gutmütig er ſonſt auch ſchien.

Und Einhart zeichnete ſonderbar. Garnicht, wie man es ſich dachte. „Lächerlich," ſagte der Direk-

tor, der herzukam und durchging. „Was zeichnet der Mensch? Haben Sie denn so etwas hier schon gesehen? Wollen Sie denn nicht sich daran halten, welche Aufgabe gestellt ist!" Und er wies auf die Tafel des Nebenmannes, die den Leib der Jungen trocken und nahe wiedergab. Einhart hielt sich auch dabei ganz verschlossen.

Die Mitschüler sahen sich dann alle die Tafel an, die der Direktor mißliebig angesehen. Und das ging so weiter. Denn auch der berühmte Meister Teodor sagte: „Was uns dieser Herr Selle alles an Kunst vormacht!" Und er mußte rundweg lachen, wie ein voller Bauch lacht, daß es ganz bis zu den Beinen geht, und der Kopf sich beugen, und die Kniee knicken müssen.

Einhart dachte dann nicht daran, ernst zu sein. Er lachte mit.

So ging es bald, daß man Einhart in der Akademie kannte. Schon weil man über seine Zeichnungen und Malereien jetzt immer lachen mußte, die Meister mit den Schülern, und weil ein jeder die Werke Einharts kannte, als gingen sie mit einem jeden.

Niemand trug heim, was der Meister selber auf die

Tafel gebracht. Das schien allen eine rechte Arbeit. Und wer nur so auf die Dinge hinblickt, wie ein Mäher auf die Blumen, dem es auf das Gras ankommt, der konnte wohl über die sogenannte Natürlichkeit staunen. Aber einen Witz hatte man nicht im Ohr, eine einzige Weise nicht in der Seele, eine seltsame Fügung und einen Anklang eigenen Schicksals durchaus nicht. Das schien aus Einharts Zeichnungen heraus, und wie er mit der Malerei erst begonnen, gar aus seinen Entwürfen.

Toll sahen sie aus. Dünn gemalt. Er liebte nichts Rohes. „Das dicke Gepatze" ließ ihn lachen. Er nannte es „mauern". „Pfui Teufel," sagte er. „Fein wie ein Ton!" So malte er. Aber tolle Töne manchmal, wie schrilles Geigen. Meister Teodor hielt sich Augen und Ohren zu. Nicht Waldidylle mit Blumen, Vergißmeinnicht und allerlei Kraut, wie bei einem Botaniker, bei Einhart sollte man Studien machen, wie in einer Schemen- und Lichtwelt, die nicht im grob Körperlichen, die nur in feinen Traumvisionen ihre Zauber spinnt. So etwas regte alle auf. Und Einhart war an der Akademie bald bekannt wie ein böses Gewissen oder wie ein verkappter Narr.

Viertes Kapitel

Professor Soukoup lehrte an der Akademie Kunstgeschichte. Ein finsterer, abwehrender Mensch, der einen weichen Glanz erst dann in sein großes, ernstes Grauauge bekam, wenn er vor einem Kunstwerke stand und die Reize der einzelnen Gestaltung vor den harrenden Jüngern nachlebte. Dann konnte man ihm anmerken, daß er es ganz ereignismäßig empfand, wie da im Werke der gestaltende Mensch sich aus eigenen, unbekannten Tiefen genuggetan und Feingefühle und Erkennungen der Dinge ans Licht gebracht, die man nur vergeblich noch anders als in der Einheit seiner geistigen Schöpfung selbst greifen kann. Professor Soukoup stand dann mit wahrer Andacht. In solchen Momenten war er eine volle Hingabe. Die junge Kunstschar hörte dann aus Bild oder Stein Sinn und Harmonie heraus. Und niemals, daß nicht Einhart in solcher Stunde innig aufgewühlt die Fülle und Tiefe ermaß, die ihm dann ein wahrer Abgrund Leben schien, aus der allezeit Kunst der Menschenseele entströmte.

Einhart konnte Professor Soukoup nicht ohne Bewegung ansehen. Wenn er ihn auf der Straße

zufällig traf, war er in seinen Anblick meist schon von ferne so versunken, daß er eine lange Weile seinen Hut in der Hand hielt, weit ehe der Professor heran war.

Professor Soukoup hatte einmal in seiner Vorlesung dargelegt: „Wir sind zu indisch, zu duldsam, zu versöhnlich. Es gibt für uns nur noch leidende, nicht mehr verschuldete Menschenkinder, womöglich nur noch von der Not um den Pfennig Geplagte. Die sozialen Leiden haben es uns angetan. Das gibt keine ehernen Schicksale. Das gibt keine wahre Tragödie. — Meine jungen Freunde: Wir alle tragen zuerst die Last des Erdenkörpers und die heißen Geschenke seiner Triebe und seiner Freiheit. Wir sind nicht zuerst soziale, sondern kosmische Wesen. Wir alle tragen, verkettet wie wir sind in diese Triebe und in diese Freiheit, unsre Verantwortung vor uns selber, und also nicht nur Leiden, sondern Sünden. Das große Lied der Kunst ist nie den Leiden eines dürftigen Gesellschaftslebens, es ist den ewigen, tiefen Gebresten der Menschenseele, ihrer tragischen Naturveranlagung und Schicksalsverkettung gesungen. Vielleicht nur zu flüchtiger Stillung, vielleicht auch zu einer fernen Verheißung.

Ermessen Sie die ganze Kraft der Antike, die in ihrer Mythe Orpheus um Euridike, um die Unschuld der Menschenseele, im Lande der grausen Schatten so süß und verheißend spielen ließ, nicht, daß der sehr allgemeine, vom Gesellschaftsleben zersorgte und geplagte Mensch erheitert oder beruhigt werde, sondern daß der ewig Schicksalsgebundene einen Augenblick wirklich Erlösung spüre von seinen ehernen Zwängen, daß Irions Rad, daran er aus seinen Lüsten heraus angeschmiedet liegt, wirklich einen Augenblick stille stehe, daß Tantalus, von seiner heißen Gier abgelenkt, eine Weile lausche, daß die aus ihren Taten heraus verfluchten belischen Jungfrauen aufhorchen, und die steinernen Schicksalsführerinnen selber aus ihrer ewigen Erstarrung einen Augenblick wirklich erweichen und ihre ersten Tränen vergießen."

Nun, wenn Einhart solche Verkündigung seiner Mission hörte, konnte er gar nirgends bleiben. Er konnte auch unmöglich darnach reden mit jemand. Er hatte solche Dinge nie gehört. Weder daheim, wenn er seine Skizzen gemalt, noch irgendwo sonst hatte er derartige Blöcke gewälzt. Er begriff es auch durchaus nicht voll. Er ahnte es nur. Aber

er ahnte es so drängend und so tief, jetzt, wenn er hastig durch die Menge lief, straßauf, straßab, daß ihm das Herz aufschwoll und er nicht wußte, wo er in seiner inneren Erglühung eigentlich gelaufen war.

Einhart sah jetzt wieder ziemlich verwahrlost aus. Er vernachlässigte sich, je stärker ihm die Fülle der Gesichte anwuchs. Er lebte auch in diesen Zeiten ein sehr unregelmäßiges und zerrüttendes Leben. Nach einem Tage bei Professor Soukoup konnte er schon ganz und gar nicht Ruhe finden. Dann saß er bleich und mager und vergraben am späten Nachmittage jetzt in den Wintertagen in der Ecke des Sofas in der kleinen Konditorei, wo sich auch andere Malschüler und Bildhauer um tausend Methoden des Bildens im allgemeinen grob und hart zankten, sah verhärmt und scharf vor sich hin und rauchte und trank, bis der Abend kam und die Nacht.

Er ließ sich auf nichts ein zuerst. Er wies alle Meinungen einfach als Verrücktheiten schroff von sich, empfand nur die Flucht seiner Ahnungen wie ein Meer und stammelte dann in der Betrunkenheit schließlich die tollsten Projekte, malte im

Geiste die ganze Unterwelt der modernen Menschenseele in grausigen Schicksalsgestalten hin vor die Augen seiner staunenden Kameraden, höhnte über Professor Teodor, der lieber ein modernes Café oder einen Prunksaal niedriger Schwelger ausmale, als wirkliche, große, stillende, ewig junge Künste erhärme. „Dieses großen Meisters Seele ist mit billigen Nacktheiten vollgehangen," stieß er dann hart und hohnlachend hervor. „Und der andere große Mann lâd die Krüppel und Lahmen herein," schrie er, „weil zu der Hochzeit die Erlesenen sich nicht finden wollen. Jämmerlinge, denen besser mit Gelde aufgeholfen als mit einem Leben auf der Leinwand!" „Aber Schicksale — Mächte!" — — schrie er dann, „die ewigen Mächte in uns und in unserem Menschengeschäft!" — — „Ihr Schuster und Schneider!" stammelte er erregt unter die Kameraden. „Ein Genie blickt nicht aus euern Augen heraus, ihr Handwerker und Sklaven, die ihr nur an der Erde hinkriecht wie Kröten, anstatt euch hochzuheben und eure Schönheit zu gebieten!" — — „Solche Schöpse!" lâchelte er dann vor sich hin, wenn er in die Sofaecke zurückgefallen und hastig ein Glas nach dem andern hinuntergetrunken.

„Statt Genies Schöpse!“ schrie er neu. Daß es ein furchtbares Gezänk gab am Ende und ein niedriges Durcheinander. Daß der Kellner kam und um Ruhe bat. Und daß Einhart wie eine Katze plötzlich dem Kellner an den Hals sprang und ihn würgte. „So ein Hausknecht will Heilbringer belehren!“ schrie Einhart dann rasend. „Wir bringen euch das Heil, ihr armes Erdengesindel! Wir werden uns nicht einschüchtern lassen, weder von Meister Teodors zahmen Idyllen, noch von einem Schwalbenschwanze von Kellnertroddel!“ „Genies sind hier!“ brüllte er durch den Raum, daß man es bis auf die Straße hörte, und das Gestöhn des gewürgten Kellners einen Augenblick darnach unheimlich im Raume schwoll. Daß andere zuspringen mußten, und daß schließlich die betrunkenen Jünger aus St. Lukas' Gilde alle unerwartet von der Faust des Wirtes und Hausdieners und einiger Gäste gepackt auf der nächtlich stillen Straße lagen oder saßen.

Fünftes Kapitel

Es war erstaunlich, wie schnell Einhart jetzt, wo er in Freiheit vor innere Bestimmungen gestellt war, das Jungenhafte und stark Unreife, was er daheim immer besessen, abstreifte und zu großer Selbständigkeit und Sonderlichkeit gleich erwuchs. Ganz und gar mit völliger Beibehaltung seiner unglaublichen Vielgestaltigkeit noch immer, und der seltsam verträumten, finsteren Einfalt seiner Art nach außen.

Denn auch nach den tollen Auftritten in den nächtlichen Gelagen, nach harten Zänken mit Grottfuß, dem einzigen Malschüler, dem Einhart außer sich Genie zutraute, und der dem Meister Teodor und dem Meister Zeichner und noch manchem mit derselben Nichtachtung und stummem Lächeln begegnete wie er, kam Einhart immer nur wieder demütig und narrenhaft dürftig unter die Kameraden und ins Meisteratelier zurück. Geradezu einfältig konnte er noch wieder scheinen, wie vor Mutter und Rosa einst, und so recht wie der Fuchs, den der Bär auf dem Rücken trägt. Deshalb konnten auch die Professoren bei solchem Eindruck gütigen Lächelns seines schwarzblitzenden Funken-

auges noch immer nicht begreifen, wie gerade dieser junge, bleichgraue, hagere Mensch eine ewige Revolution unter den Schülern konnte lebendig halten?

Aber man empfand schließlich allenthalben große Unzufriedenheit. Es war nicht bloß allmählich an den Tag gekommen, daß Einhart in der Trunkenheit Tollheiten beging. Auch seine Meinungen über die Kunst der ersten und maßgebenden Meister der Zeit kamen in allerlei hochmütigen Wendungen an den Tag und wurden in den Ateliers laut oder heimlich unter den Schülern, viel überstürzter noch, wie er sie geäußert, herumgeredet. Vor allem die quälerischen, verrückten Versuche, nach alten oder ersonnenen Stilweisen seine Bilder hervorzubringen, waren es, die Einhart ewig zum Gegenstande einer prickelnden Spannung unter den Schülern machten. Daß viele seine Art und Sondertümer mit Lachen oder Neid glossierten, und die meisten sie heimlich doch nachahmten. So daß die Lehrer sich nicht genug tun konnten, darüber kritisch und verächtlich zu spotten und davor zu warnen. Nun gar die großen Worte, die Einhart in der Trunkenheit oder sonst hingezürnt, und die alle nur eigentlich Flammen waren, wozu ihm Professor Soukoup die mächtigen

Scheite aufgeschichtet, gingen in den Schülern von Mund zu Mund und von Blut zu Blut, und unter den Lehrern gingen sie um zu Trotz und Hohn.

Besonders der Direktor der Anstalt war höchst ungehalten über Einhart. Der Direktor war ein friedlicher, alter Herr, der gar nicht nach Genies sich sehnte. Sanft, wie er aussah, mit einem Christusbarte in Grau, der ehemals blond gewesen, das Auge hell, kannte er alle Dinge bei Namen. Er war mit Tüchtigem, Hausbackenem zufrieden. Er bedurfte nicht der Nebel, noch Visionen. Er zog oft Goethe heran: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!" Er malte Ziegen und Schweine auf Wiesen. Wie man sie so findet. Es ist ein altes Hirtenlied. Man begegnet ihm in jeder Ausstellung wieder und kennt seinen Klang.

Der Direktor, wie gesagt, mußte endlich wider Einhart einschreiten. Er mußte Einhart zitieren. Einhart hatte Schaden angerichtet. Erst hatte er in der Konditorei wüst Geld verschwendet. Dann weiter geliehen. Dann nach Unfug und Geschrei allerhand Geschirr zerschmissen, was er nicht bezahlen gewollt. Der Direktor ließ Einhart also

kommen. Aber Einhart war eingeschüchtert und gab ihm gegenüber sogleich alles zu, daß es keinen Auftritt weiter gab. Der Direktor hatte nur an Herrn Selle appellieren brauchen. Da war Einhart sofort gerührt und überwältigt gewesen, hatte an daheim gedacht, sein Gewissen belastet gefühlt und hatte am Monatsbeginn alles sofort klar gemacht.

Aber bald fanden sich allerhand neue, frechere Ausbündereien. Was ihm Meister Teodor schon einmal sehr übelgenommen, war, daß Einhart auch ihn direkt offen zu glossieren gewagt. Nun kam gar, daß er in seiner Malklasse vor allen Schülern plötzlich eine Korrektur sich verbat. Wie es angefangen, ist nicht recht erfindlich. Einhart war in der Klasse sonst immer tief versunken. Er hatte eine Tanzende auf seiner Leinwand. Seltsam dünn gemalt und der fliegende Schleier wie feine, graue Seidenspitzen auf rotem Grunde. Meister Teodor war mit seinem Pinsel rücksichtslos darübergefahren und hatte eine schwere Kontur um die fliegenden Gewebe gemacht, weil er behauptete, man müßte die Sache körperlicher sehen. Einhart mußte in Gedanken sich vergessen haben, daß er plötzlich auf-

fuhr und den Meister Teodor anschrie: „Laß dein Geschmier!"

Die sämtlichen Malschüler waren wie erstarrt. Meister Teodor war blaßgrau geworden. Einhart war an sich schon so. Aber in demselben Moment mußte er erwacht sein. Vielleicht war er noch ein wenig benommen gewesen. Die Gewohnheit, Schnaps zu trinken, benahm manchem Schüler dieser Periode auf Zeiten die Sinne. Wer nichts mehr zu essen und kein Geld mehr hatte, hielt sich mit Schnaps und Rauchen aufrecht. So mochte es gekommen sein, daß auch Einhart nicht ganz bei sich war. Er hatte die Hand des Meister Teodor einfach fortgestoßen. Meister Teodor war der Atem weggewesen. Dann sagte er nur: „Nun, mein Lieber, damit hat Ihr Gang wohl ein Ende hier!" — — Und nach einer Weile: „Man wird dir dein Handwerk legen." Er duzte ihn plötzlich in seiner Verachtung.

Einhart war gleich im Kampfe mit sich. Es war ihm sehr unangenehm. Der Meister Teodor hatte seinen Malkittel sofort abgelegt und die Stunde geschlossen erklärt. Er begann sich offenbar für den Gang zum Direktor herzurichten. Einhart über-

legte noch immer einfältig lächelnd, aber für sich. Auch draußen noch, nachdem er gar nicht Adieu gesagt. Er begriff natürlich, daß in Meister Teodor diese Beleidigung unversöhnlich arbeiten müßte. Die Mitschüler waren langsam auseinandergegangen. Grottfuß blieb bei ihm. „Du bringst es noch so weit, daß sie dich wimmeln," hatte Grottfuß gesagt. Einhart konnte trotz Lächelns sehr bekümmert aussehen. „Was könnte man denn tun?" sagte er zu Grottfuß, der ein blonder, schmaler, ruhiger Mensch war. „Soll ich zu Meister Teodor gehn und ihn bitten?" sagte er.

„Nicht Ahnung! Gehe gleich zu Soukoup."

Grottfuß' Vorschlag war es, der die Sache noch einmal ins Geleis brachte. Einhart ging zu Professor Soukoup in die Wohnung. Er fand den finsteren, versunkenen Mann vor einigen Blättern sitzen und mit der Lupe das Linienwerk feiner Federzeichnungen betrachten.

„Sehen Sie, lieber Selle ... eine wunderbare Kunst!" sagte er ohne viel Umschauen bei Einharts Eintritt. „Kennen Sie Beardsley? Eine völlig eigene Weise! Eine ganz außermaßen innige Linienwelt. Alles so köstlich und so klar scheint's! Und

ist doch krank, vom Uebel heimlich angefressen jedes Ding und jede Gestalt! Allenthalben Wundheit, heimlich Schwelendes! Nicht? Man kann nicht froh werden trotz der Schönheit, trotz dieser einzigen Kristallisationen. Ja — es ist immer eine Melodie: das heiße Uebel der niederen Triebe — — mit den allerfeinsten Sinnen ausgespürt. So etwas gibt es in der Welt. Das liegt irgendwo im Grunde unseres Blutes. Dagegen muß Orpheus immer wieder Euridike aus der Schattenwelt heraufloken . . . unsere Unschuld im Blute — unsere Morgenahnungen! Verstehen Sie, Selle?"

Einhart vergaß ganz in Ehrfurcht, was er eigentlich wollte. Er sah nur gespannt und entzückt hin.

Aber dann sah ihn Soukoup fragend an. „Nun, ich freue mich, lieber Selle," sagte er, unvermittelt auf ihn eingehend, „daß Sie einmal kommen!" Immer noch wieder gemeinsamen Blicks bei den Beardsleys. „Man ärgert sich oft über Sie!"

„Ach verzeihen Sie nur, Herr Professor!"

„Nun, weswegen kommen Sie?"

„Es ist entsetzlich unangenehm."

„Oh, oh, oh, lieber Selle, Sie sollten auf der Hut sein!"

Und Professor Soukoup sah den dunklen, gelbgrauen, schmächtigen Menschen, der in seiner Hautfarbe und mit dem fettglänzenden Haarsträhn über der Knabenstirn und mit seinen bekümmerten, verzehrten Blicken ihn sehr fesselte, genau an und lächelte ihm zu.

„Nun erzählen Sie mir erst!" sagte er bestimmt.

So erzählte Einhart ganz offen alles.

„Ja, ja, ja, ja," sann jetzt Professor Soukoup für sich. „Meister Teodor ist Ihr Freund ohnehin nicht! Sehen Sie! Und der Direktor weiß auch schon, daß Sie zu leichtsinnig in den Tag leben. Möchten Sie nicht doch am besten — —? Ih! — gleich jetzt gehen Sie hin! Ich habe dann guten Grund, wenn ich für Sie rede. Hören Sie einmal, lieber Selle! Ich hoffe, Sie nehmen es mit dem Leben in der Kunst so ernst wie mit dem Leichtsinn! Wie? Selle? Mein Lieber? Ich kann mir schon denken," sagte er dann mit zutraulichem Blick, „daß Sie jetzt noch träumen, andere Himmel zu malen, als Meister Teodors Tafeln sie Ihnen vorführen. Pah, pah, pah! was träumt man nicht alles, wenn man jung ist!" sagte er versunken. „Und ein Schüler, der weiter blicken möchte, der

sich auch nur weiter sehnt, wie der Meister, das gibt keine Freundschaft, mein Lieber!"

„Oder denken Sie anders?" fragte er Einhart mit eindringlichem Blick. „Wie, Selle?"

Worauf Einhart doch nur stumm blieb, daß auch Professor Soukoup eine Weile ganz für sich erschien.

„Der rechte Harm ist in der Tat Meister Teodors Sache nicht!" sagte er dann nur in seiner finsteren Art ganz gefangen.

Vor jedem andern hätte Einhart in diesem Moment zugestimmt. Aber hier vermied er es, weil er fühlte, daß er auch nur stumm zu Boden blicken müßte. Und er ließ sich auch gleich von Professor Soukoup wie ein sanfter, gelehriger Schüler bestimmen, hinzugehen zu beiden, zum Direktor und zu Meister Teodor, und beiden die Erklärung abzugeben, die ihm Professor Soukoup sorglich vorgesprochen.

„Ich will mir alle Mühe geben, meine Kollegen umzustimmen, lieber Selle!" hatte Soukoup am Ende gesagt. „Vielleicht gelingt es noch einmal! Sagen Sie auch nur ja, was Sie so durchaus plausibel erzählten," legte er Einhart noch besonders in den Mund, „daß Ihnen das Wort gar nicht

zum Meister, nur zu einem Kameraden entfahren ist. Sie wären so versunken gewesen! Verstehen Sie mich!"

„Wissen Sie, daß mir das wirklich passierte? Ich habe einmal eine Exzellenz mit Du angeredet bei einer Demonstration im Institut, weil ich, versunken in den Gegenstand, immerfort nur auf den großen Hut der Dame gesehen hatte, und dieser Hut dem Hute meiner Frau auf ein Haar glich. Dieselbe Feder an derselben Stelle, daß ich in die Idee gekommen war, ich hätte meine Frau vor mir," sagte er freundlich und verschmitzt ein wenig.

Es ging noch einmal alles gut vorüber. Professor Soukoup hatte in der Tat zum Frieden geraten. Der Direktor nahm das verzehrte Gesicht Einharts als Ausdruck der Reue, und das einfältige Lächeln, das durchaus weder vor Meister Teodor, noch vor dem Direktor ohne Erbitterung gewesen war, tat beruhigende Wirkung.

Sechstes Kapitel

Einhart war in den Monaten jetzt, wo wieder der Winter kam, viel daheim. Er gab sich ehrlich Mühe, kein Ärgernis zu erregen und vermied auch mit Meister Teodor jede Mißhelligkeit. In die Meisterateliers kam er auf Stunden, aber er gab vor, in der Galerie zu kopieren, und malte und zeichnete in seiner kleinen Giebelstube.

Wenn er so an dem Fenster des einsamen Dachgelasses saß, konnte er ewig untätig nur hinüberträumen über die tausend Dächer, die sich unter seinen Blicken dehnten und die tausend Kanäle von Straßen mit ihren Menschenscharen in drängendem Strome. Seine Gedanken hatten jetzt oft nicht Halt. Es kamen sonderbare Gefühle von Unstetheit in Einhart auf, die ihn hintreiben ließen und suchen und nicht haften.

„Woher drängt die Menge neu und neu hervor? — mit ihren hastigen Begehrungen? und wohin will der Geist uns lehren einzuziehen?"

Es kam jetzt oft eine lächerliche Entwertung des Lebens in Einhart auf. Er dachte an daheim. Mutter kam ihm ins Auge, die mit ihren Demutsblicken auch noch immer nur so in die Ferne sah wie er, noch immer so schaute und schaute.

„Nun also," dachte Einhart so hin. „Wohin denn mit alle denen, die sich narren lassen, hinzueilen, und sich mühen?" dachte er dann.

Es war jetzt Weihnachtsmarkt in der Stadt. „Alles ist ein Jahrmarkt. Wer viel in der Tasche hat, kann viel kaufen. Und wer viel in der Seele hat, kann viel hinausgeben."

„Ich werde einfach auch nur ein Jahrmarktsschreier. Ich muß meine Illusionen auf Leinwand bringen, wie der Bänkelsänger seine Geschichten."

„Es ist alles nur Jahrmarktsvolk, Jämmerlinge, die amüsiert sein wollen, zu Haufen, und dazu einige Bajazzi! Nun also: ich bin Bajazzo!"

Grottfuß war außer sich über solche Reden. Der nahm sich sehr ernst und wichtig. Wenn er, und andere auch, kamen — denn um Einhart war jetzt immer ein kleines Gedränge, dann hörten sie seine Auslassungen mit Lachen oder Entrüstung.

„Ach, was braucht es zur heutigen Kunst noch eines Menschen von Fleisch und Blut, mit Sehnsuchten noch Erlösung und Überraschung? Das alles weiß man, das kennt man!" rief Einhart dann verächtlich, „diese ganze akademische Kunst! Original, das heißt, aus dem Ursprünglichen, Drängenden,

Schauenden neugeboren. Alles andere ist Handlangerei.“ „Diese modernen Künstler sind Modeherren, die aus allen Weltgegenden den Wind fangen möchten,“ rief er dann.

„Natürlich können sie malen. Man weiß es seit Alters, wie man Eisen weich macht, oder Farben reibt. Ich werfe den Krempel hin. Ich finde es, was mir selber wirklich heiß macht, ein neues Lied, eine neue Weise, eine neue Offenbarung — aus meiner eigenen Tragikomödie! Ich finde es selber, was mich hält, und was sich lohnt, daß ich es tue. Oder ich werfe es hin — alles! das Leben vielleicht!“

„Professor Soukoup, der einzige, der einen hohen Begriff hat von Kunst,“ sagte er viele Male, „weiß es nicht zu tun. Und die es tun, haben keinen Begriff, als nur die ungeoffenbarte Offenbarung des ewig Offenbaren,“ höhnte er.

Er begann sich jetzt alles hochmütig zu verleiden, versuchte zu Hause Malereien mit allerhand sonderbaren Mischungen, die den Bildern neue Helligkeiten und Kontraste geben sollten, und vor allem, er malte sich, nur immer sich, in tausenderlei Grimassen und den drolligsten Auffassungen. Als Mörder mit dem Dolch. Als Grandseigneur im schwarzen Würdenkleide.

Als Verächter. Als Gehässigen mit einem Klumpfuß. Als allerhand. Auch einmal als einen Teufel mit Glühaugen, aus dessen Herzstelle ein Feuerherd heimlich hindurchsah, aus dem allerlei Gestalten, wie Zunder verbrannt, emporloderten und durch die Augen gewissermaßen wie letzte, verzehrte Reste hinausglühten. Er war in ewiger Unruhe, war gleichgültig gegen alles und hatte, wenn er seinen Lebensgroll im Trunke begraben, in der Ecke der Konditorei den Morgen erreicht hatte und das Sichvergessen, wider Willen eine Miene, die scharf lächelte.

Einhart begann wirklich einen ganz eigenen Harm zu empfinden. Das törichte Geschwätz allenthalben begann er zu hassen. Er wollte große Gefühle, neue Wege, mutige Darstellung. Er hohnlachte nur noch, wenn die Kameraden sich stritten, ob Meister Teodor oder Meister Zeichner größer wäre. „Ein tausendstel Millimeter," sagte er, „man kann es nur mit einem ganz feinen Instrumente messen und kann auch dann nicht sagen, welchen der beiden dieses Flöhchen noch beißt." So ungefähr.

„Größe kann man nur unter Leuten bemerken," schrie er dann herrisch mitten hinein, „die ihre Köpfe aufragen lassen — aus dem Erdenstaub und

der eklen Masse in die freien Himmel, meine Herren Kameraden, wozu wir alle berufen, aber nur sehr wenige von uns auserwählt sind."

„Die Größe! Ihr versteht doch! Das ist eine Fähigkeit, sich zu erheben, daß ein jeder, der daneben steht, den andern wirklich oben sieht."

Viele ärgerten sich. Manche fanden es großartig.

In solcher Laune warf Einhart auch alles weg und sprach selbst von seinem Vater mit Hohn. „Mich wollten sie auf eine Ehrenstelle bringen," sagte er dann. „Lieber in Lumpen gehen, ehe ich meine Feuer verlöschen lasse auf meinem Herzflecke! versteht ihr! Solcher Herzbrand frißt Kleider und Ehren," lachte er dann.

„Mein Alter," konnte er ganz despektierlich sagen, „hat an seinem Herzfleck nur kalte Asche. Und wenn man es nicht bestimmt wüßte, daß er einmal im Leben einen Traum gehabt, früher, dann könnte man denken, es wäre ein steinerner Gast."

So ungefähr ging es dann aus ihm, daß alle Kameraden für oder widerredeten durcheinander — aber ein jeder auch einen Hauch davon gewann, daß Einhart suchte und sehnte, daß er das Beste-

hende und das billig Erworbene und nur Gekonnte einfach verachtete. In dem Kleinsten ging dann heimlich ein drängender Brand aus den Funken aus Einhart. Und heimlich hatten die Lehrer so eine ganze Herde Zwerge um sich. In der Seele eines jeden, auch des willfährigsten Schülers saß heimlich ein solcher kleiner Dämon von Einharts Gnaden, der sich nach dem verheißenen, wahren Eigentum zu sehnen angefangen, und der nur widerwillig noch dem mühsamen Erwerbe des wirklichen Könnens sich hingab.

Siebentes Kapitel

Übrigens war Einhart jetzt merkwürdig abgeschieden von aller Natur und von allem Leben. Es war wie eine Revolution nur aus ihm. Es war, als wenn in dieser Zeit die heiße Glutflüssigkeit seines heimlichen Wesens hervorgebrochen, und die Lavamassen müßten erst einen Krater emporwerfen, und den Glutkreis abgrenzen. Dem Zeitvertreiben der andern Jünglinge, das sie mit den kleinen Modells und vor allem in den niederen Frauenkneipen fanden, hatte er nur achtlos gegenüber gestanden. Die Erinnerung an die kleinen Zigeunermädchen war wohl aufgekommen nicht anders, wie eine flüchtige Neckerei. Die feuchten Münder konnten ihm im Traume aufwachen und verwandelten sich jedesmal in sonderbare Späße. Das war, weil der junge, schöne, geigende Zigeuner und dessen träger Hochmut Einhart vor allem wirklich begeistert hatte. Auch jetzt war ihm noch immer nicht zu Mute gewesen, als wenn er eine feuchte Lippe begehrte.

Außerdem war, was er an Frauen so um sich hatte, grob und gemein. Die Mädchen in der Konditorei waren frech. Einer sah man gleich das

gewohnte Verkehren mit Männern an. Sie ließ alles zu, was der Dreisteste ihr antat, lachte geschäftig und stieß ihn mit halblauten, einvernehmlichen Worten weg. Dann war eine, die eine harte, heisere Stimme hatte. Und der einer der lässigsten Schüler der Akademie immer auf den Fersen saß. Alles das langweilte Einhart. Er sah es mit Unacht. Am meisten zuwider waren ihm die hochgetürmten Frauenzimmer, die ihn auf der Straße ansprachen und ihn fangen wollten mit geilem Geflüster. So saß der zernagte Mensch meist in der Sofaecke der Konditorei, sogar von den bedienenden Mädchen als etwas Besonderes angestaunt, weil er sich um sie nicht kümmerte.

Aber der Zufall wollte es, daß er über einem Bilde brütete, und daß er verwunderliche Vorstellungen gewann. Der junge Zigeuner „seines ersten Ausflugs ins Freie", wie er jetzt seine Zigeunerepisode nannte, war ihm im Sinn gelegen, und er sah ihn als Geigenspieler in jener Wundernacht voll Rausch. Er sah ihn deutlicher wieder vor sich auf einem Kissen sitzen, wie deren in den Wagen gelegen, den heißen Glutblick inbrünstig sehnend und verzehrend in die Weite. Einhart hatte viele Male

eine Frage in sich, wohin das Rabenauge jenes Verächters und Träumers gerichtet wäre? In solcher Stimmung, verdrossen und verächtlich, immer die Sehnsucht des Zigeuners, die ungestillt war, selber im Herzen, und unzufrieden mit den Kameraden, und recht gelangweilt, kam er von Grottfuß geführt in ein kleines Restaurant, wo er noch nie gewesen.

Es war Nachtzeit, gegen elf, im Winter. Man hatte sich von den übrigen Kunstschülern getrennt, weil Einhart die Gespräche und Streite „um die großen Kartoffeln des Königs Nebukadnezar," wie er sich ausdrückte, unmöglich weiter anhören konnte, und er ohne ein Wort des Abschieds aufgebrochen war.

Grottfuß war gleich auch aufgestanden und hatte wenigstens die Fingerspitzen einigen Kameraden hingehalten, und Selma, die Kellnerin, in den Arm gekniffen zum Abschied. So waren die beiden mit den hochgekrempten Kragen verschneit in das Bierhaus eingetreten.

Es war ein rauchiges Lokal, und nur die einzige Ecke in der Nähe des Büffets hatte einen freien, kleinen Rundtisch zum Plaudern. Da war Einhart plötzlich ein Gesicht aufgegangen. Der Zi-

geuner in seinem Innern voll Sehnsucht sah aus ihm heraus. In dem Lokal eilte eine Bedienende geschäftig hin und her — ein engellichtes, goldhaariges Mädchen, jung wie der Frühling und sanft von Mienen und scheu von Art. Sie war zu den beiden sofort herangetreten. Nun brachte sie ihnen die hellen, vollen Gläser.

Einhart war ganz stumm gleich. Grottfuß wollte reden. Aber Einhart sah nur in sein Glas und hundertmal hinüber. Grottfuß wollte das Mädchen rühmen. Auch er war von dem Jugendglanz betroffen, und fand es gemein, ein solches Bild von Reine hier im Rauche.

„Ach was," sagte Einhart, „vielleicht ist es gut so. Vielleicht ist es eine Bestimmung." Eigentlich hatte es nicht recht Sinn, was Einhart so redete. Oder es war sein Gefühl nicht klar zum Ausdruck gekommen. Jedenfalls ließ er nicht ab hinzublicken, und die Wege der goldblonden Jungen im Lokal hin und her zu verfolgen.

Er redete an dem Abend gar nichts weiter. Er verriet mit keiner Silbe seine Bewegung. Einem jungen, schnurrbärtigen Herrn, offenbar einem Referendar, der es plump versuchte, dem Mädchen

näher zu kommen und sie anzurühren, entwich sie sanft mit klingendem Lachen.

„Draußen und drinnen ist nämlich immer dasselbe," sagte Einhart einmal unvermittelt. Das war auch so eine Philosophie, wie er sie jetzt gebildet hatte.

„Gott sei Dank, daß da und dort noch immer eine Macht ist," sagte er wie für sich, als er sah, daß den Männern im Rauch der Bierstube eine Ahnung von Weihe gegen das Kind im Blute saß.

Einhart war einmal plötzlich aufgestanden, und kämpfte lange, ob er gehen oder bleiben sollte? Grottfuß blieb stumm sitzen und rührte sich nicht. Er war auf die Akademie zu sprechen gekommen. Einhart stand und paffte den Rauch seiner Zigarette und strich den Aschenknopf auf den Bierdeckel. Seine Augen hatten etwas Versunkenes, Hartes, Begehrliches. Er hätte in diesem Augenblick denen zu Hause wie ein ganz Fremder geschienen. Er war schon jetzt in den richtigen Kämpfen um ein Leben. Er ging mit Hunger und Durst anzueignen, was aufbaut.

So drängen Keime in der Erde mit Hunger und Durst, sich und ihre Triebe aufzuheben, und die

junge Pflanze mit Hunger und Durſt, wenn erſt der Licht- und Luftkreis erreicht iſt, aus Viſionen und Atem es zu erſinnen, was zur Blüte, und was zur Frucht führt.

Einhart ſog jetzt ein, ſozuſagen. Grottfuß konnte es ahnen. Er ſah an Einhart heimlich auf. In ihm war eine Abhängigkeit von Einhart. In Einhart war keinerlei Abhängigkeit, außer von den Dingen, nach denen er Hunger und Durſt empfand.

Aber Einhart blieb dann doch noch wieder ſitzen. Er hatte lange geſtanden. Nun entſchied er ſich zu einem neuen Glaſe. Er klopfte auf den Tiſch und redete ſanft zu der Blonden, ſeltſam geſpreizt jetzt. „Was trägt ſo eine Goldhaarige für einen Namen?" ſagte er einfältig lächelnd plötzlich zum erſten Male.

„Ach Gott, eine Goldhaarige nennen Sie mich. Nun ja! Und wie ich heiße, wollen Sie wiſſen? Das können Sie wiſſen! Dorothea!" ſagte ſie ganz ſanften Tones, ganz rot werdend. Daß Einhart und Grottfuß ein Staunen nicht los wurden, wie flaumig die Haut der Jungen ſchien, wie mit den ſanfteſten Farben das Blut in Milchweiße einfuhr, das Geſicht ſo zart wie Blumenfleiſch. Sanft außermaßen klang der Jungen Ton. Einhart gegen-

über gar nicht weiter scheu, mehr so lieb hin, wie das Lächeln und die Röte verraten hatte.

Einhart war vollends für sich geworden, als er den Ton im Ohr und das Bild im Auge daſaß. Er sah ganz kindlich aus — — — unerwartet. Grottfuß sah ihn ein paarmal von der Seite an.

„Ja — also na ... Dorothea .. Dorothea ...! also — —," lächelte Einhart nur vor sich hin.

So saßen sie noch ewig.

Einhart kam nun jeden Abend hier in die Ecke, und hatte noch am dritten Abend nichts weiter mit Dorothea geredet. Nur daheim hatte er versucht, seine Vision auf die Leinwand zu bringen.

Achtes Kapitel

In einer kleinen Wohnung unter Dach, Einhart gegenüber wohnte ein altes Fräulein mit einem Kropf vorn am Halse, der welk und runzelig ein wenig aus der schwarzseidenen Mantille herausſah. Einhart mußte oft an dem Fräulein vorbei, wenn er aus seinem Stübel trat, um die Treppen hinabzusteigen, und machte sich dabei jedesmal eigene Gedanken. Er wohnte in seiner Dachwohnung jetzt schon fast zwei Jahre. Und es war an die hundertmal gewesen, daß er aus dem bleichen, langnasigen, großzügigen Parzengesicht der hutzeligen Dame eine sonderliche Frage halb achtlos mit fortgenommen.

„Fräulein Reseda" hatte sie Einhart für sich genannt, weil sie stets einen ganz feinen Geruch von Blumen um sich ausbreitete, und aus dem Geruch ihm Bilder von einem altertümlich eingefriedeten Garten hinter hohem Heckenzaune, darin große Herbstblumen mit verlockenden, welken Armen im Abendschein blühten, aufgestiegen. Das kam Einhart und entschwand kaum geachtet, jedesmal dann, sobald er im Gewühle der Menschen seinen Weg in die Bierstube genommen, wo Dorothea bediente.

Wie der Frühling kam, lebte Einhart ein sehr

zerfahrenes Leben, blieb die Nächte außer Hause und kam gewöhnlich erst heim, wenn durch sein Dachfenster die blaue Stunde schien. Weder Hunger noch Durst achtete er recht. Die alte Wirtin, wenn sie sah, daß der hagere, zigeunerische Mensch den ganzen Tag, schlafend oder arbeitend, so zwischendurch ein jedes, daheim zubrachte, begriff durchaus nicht, wovon solcher Sonderling lebte. Die Dachwohnungsnachbarn erfuhren das heimlich. So wie es auch nicht verborgen geblieben, daß in Einharts Zimmer Skizzen und Bilder von nackten Frauen reichlich herumlagen und standen.

Da fand Einhart von einer Zeit an in seinem Zimmer zunächst stets, wenn er im Morgengrauen heimkehrte, eßbare Dinge. Einen Topf Milch und ein paar Semmeln. Oder Früchte mit einigen Kuchenstücken. Auch einmal eine ganze Wurst und ein neues Brot. Wenn Einhart, vernagt und besinnungslos von seinen Nachtsitzungen heimkam, dachte er mit keinem Wort an jemand, der so etwas ihm könnte bereitet haben. Er aß und trank, dankte ins Ungewisse, schlief und begann den Tag spät, wenn die Sonne schon im hellsten Mittag schwamm, sich mit seinen Visionen neu abzuplagen.

Freund Grottfuß war der Sohn einer einsam lebenden, alten Tänzerin, und eine ganz seltsame, feine, helle Person. Sein sehr scharfes, schmales Gesicht hatte immer einen sanften Ernst. Im Lachen konnte das Gesicht altmodisch steif aussehen, weil die Gesichtshaut um die Mundwinkel und Nasenflügel sich dabei zu spannen schien, und kaum eine rechte Verziehung zu Stande kam. Etwas Verhaltenes nur, daß man an ihm in solchen Momenten fühlte, wie spitz die Seelenbewegung ihn durchfuhr. Wozu man die Augen sehen mußte, die blau waren, und dann groß glänzten, obwohl nur die Fülle Glanz sie so scheinen machte, die Augenlider wie bei allem Lachen sich sanft zusammenschoben.

Wenn Grottfuß, auch verächtlich gestimmt, und meist sehr geärgert, weil Einhart alle seine Leinwanden hinter Bettstatt uud Vorhang vergraben, sobald er Grottfuß' Tritte auf der Bodenstiege erhört hatte, bei Einhart saß, kamen sie jetzt gewöhnlich auf Naturnachahmung zu reden.

„Natur," sagte dann Grottfuß in allerlei Wiederholungen, „ich begreife nicht, wohin solches Nachahmen führen soll? Natur! Jede beliebige Beigabe ist immer noch besser, als die natürliche Lange-

weile! Man sieht es ja. Sie möchten auch alle die Beigabe! Man regt „Symbole". Man hüllt ins „Märchenhafte" ein. Oder macht einen „Hinblick auf das Leben". Aber „Mitleiden", Herr Jesus! Kunst und so ein Hinweis!" sagte er dann gewichtig: „als ob nicht Kunst immer eine Festfreude aus der großen Seele sein müßte!" sagte er wie ein Könner.

Einhart war dieses Gerede jetzt durchaus zuwider. Und weil es sein innerstes Evangelium war, was der andere rein als Wort und Phrase jeden Augenblick neu vortrug, nannte er Grottfuß ins Blaue hinein einen verrückten Menschen. „Ich würde durchaus zufrieden sein," sagte dann Einhart lächelnd, „auch nur die Nase eines Menschen so malen zu können, wie sie Seelenhaftes zum Ausdruck bringt." Er dachte an Dorothea. Er hatte auch Dorotheas Nase genannt und geschildert, wie ihre feinen, pfirsichweichen Nasenflügel bebten und zuckten, und daß man allein aus diesem Leben der Nasenflügel ohne Symbolik und Märchen und Mitleiden sein Wunder sehen und malen könnte.

„Deine ganze Kunsttheorie ist einfach Verliebtheit," rief dann Grottfuß gewöhnlich, „und du

wirst auch deinen anmaßlichen Traum auf der Erde endigen, wie wir alle." Weil Grottfuß wie Einhart in Dorothea verliebt war.

Auch im Restaurant saßen sie so und stritten sich. Und manchmal schon hatte Grottfuß oder Einhart, wer dann zuerst den Augenblick für gekommen hielt, das Lokal im Hohn oder stummen Widerstreit verlassen. Aber wenn Einhart es gewesen, kam er gewöhnlich nach zwei Minuten wieder. Und in einer Nacht, als er Grottfuß nicht mehr vorfand, war er allein an seinem Tische sitzen geblieben, bis sich das Restaurant völlig leerte. Da hatte er Dorotheas Arm ergriffen, und die beiden waren durch die Nachtstraßen lustig in seine Wohnung geschwenkt.

Seltsam erregtes Ereignis in Einhart zum ersten Male. Leise schließend war er mit Dorothea ins dunkle Haus eingetreten, worein nur der Lichtschein durchs Stirnfenster der Haustür fiel. Einhart war zum ersten Male heimlich gestochen von der Glut. Er konnte vor Erregung nicht reden. Dorothea war stumm und hingebend. Er hatte ein Wachslicht zum Brennen gebracht. Man sah die grauen Stufen, die man hinaufschlich. Und war bald unter

seine Leinwanden und zwischen Bettstatt und Sofa und Staffelei eingetreten.

Dorothea hatte sich gleich zurecht gefunden, als Einhart die kleine Lampe entzündete. Liebliche, blonde, flaumige Junge noch immer, saß sie im Scheine auf seinem Sofa, indem sie sich lächelnd umsah, immer Einhart ins Auge sehend, indes sie ihn streichelte, und seinen Kopf herzuzog. Aber sie stand auch wieder auf und besah sich die Skizzen an der Wand, trug die Lampe selber herzu und hielt den Schein auf die Bilder.

„Solche unanständige Sachen machst du, kleiner Verliebter," sagte sie plötzlich lüstern und pfiffig.

Einhart sah sie an, wie sie herumging, gleichgültig ihr aufgebundenes Goldhaar hinter sich fallen ließ, und dann die Knöpfe des Kleides aufzunesteln versuchte. Er sah jetzt auch, daß Dorothea mit übermüdeten Augen auf die Bilder blinzelte, welk und herzlos.

„O du! Solche tolle Sachen machst du. Also du bist wirklich Maler!" rief sie dazwischen. „Ich habe immer gedacht, du hättest mich beschwindelt," klang es ziemlich ordinär plötzlich in Einharts Ohren.

Einhart mußte furchtbar lachen.

„Du dachteſt wohl, ich wäre ein Bierbrauer oder ſo," ſagte er, auch aus der Rolle gefallen.

„Laß das Bild ſtehen!" rief er ein wenig gereizt.

Aber Dorothea gab ihm einen Klaps ins Geſicht, zog ſich Anderes hervor, indem ſie ſich ganz achtlos weiter entkleidete und lachte.

„Iſt das nur verrückt, mein Junge! wie? ſo ſollte ich ausſehen?" ſagte ſie jetzt frech, indem ſie nun dem Zigeunerbild aufs neugierigſte naheging. „Erſtens einmal habe ich einen ganz anderen Blick, eine ganz reine Haut und dann" — — ſie hatte ihre weiße Bluſe vollends beiſeite geworfen und zeigte ihm ihr weißes, volles Buſenfleiſch ganz leichthin, hielt die Fülle mit Behagen in ihren kindlichen Händen feſt und ſagte: „Da ſieh! ſolchen Buſen wie meiner — — und der da! — — nicht?!"

Einhart ſtarrte wie ein Angſtlicher auf ſeine Leinwand, wo eine keuſche, zarte, blonde Frau voll zärtlicher Inbrunſt zum Geliebten ſah, und ſein Lachen, als es jetzt neu ausbrach, war noch ſinnloſer geworden, daß Dorothea empfindlich wurde. „Worüber lachſt du denn ſo frech?" fragte ſie.

„Nicht doch!" ſagte Einhart, zur Beſinnung kommend.

„Ach Schatz!" redete Dorothea schmollend. Aber sie begann sich an ihn anzupressen.

Einhart war die ganze Lage seltsam unangenehm. Er war ziemlich ernst geworden. Er sah sich das Mädchen jetzt nur scharf an. Seine Augen waren unentschlossen und spitz.

„Was soll denn nun werden? mich friert!" sagte Dorothea unzufrieden, weil sie halb nackt dastand.

„Kleinchen!" sagte sie und bettelte ihn, schlug ihre nackten Arme um ihn und wollte ihn zu sich ziehen.

Aber Einhart war völlig erkaltet. Daß er sie jetzt bestimmt zurückhielt. Und dann stand er auf und ging mit sich im Widerstreite hin und her.

„Iß nur!" sagte er ablenkend und schob Dorothea zwei Apfelsinen und den Kuchen über den Tisch hin, die unerwartet wieder dagestanden. Dorothea lachte höhnisch. Dann begann sie zu essen.

Einhart kam sich richtig lächerlich vor. Er begann plötzlich in seinen Taschen alles Geld zusammenzusuchen, was er bei sich trug. Es war ihm unsäglich drückend zu Mute.

„Du bist ein guter Kerl!" sagte Dorothea fein, als

er ihr reichlich Geld hinhielt, das sie sogleich geschäftig in die Tasche ihres Rockes barg, der noch über die Sofakante herunterhing. Dann begann sich Dorothea zögernd anzukleiden.

„Also ein Künstler bist du? Ich könnte dir doch wenigstens einmal Modell stehen — richtig!" sagte sie ernst, ein wenig kleinmütig. „So feine Sachen wie du malst! — — aber ein andermal! — — du! — nicht? — Was hat dich denn verdrossen, Liebchen?" fragte sie zärtlich. „Ich begreife dich gar nicht. Ein Sonderling bist du!" sagte sie ein wenig beleidigt. „Ein richtiger Sonderling bist du!" wiederholte sie dann ein paar Mal, als wenn ihr der Einfall sehr gefiele. „Nämlich am Tage, mußt du wissen, bin ich doch immer im Dienst gebunden. Aber nachts muß ich ein bissel verliebt sein!" — — „Ach du, Schatz! — nein!" indem sie sich noch einmal an ihn zu drängen versuchte. „Ein richtiger Sonderling bist du wirklich!"

„Gewiß, Thea!" sagte Einhart. Dann hatte Einhart die junge Blonde mit einem kleinen Lichtstumpf die vier Stiegen stumm hinunter begleitet und sie in den grauen Morgen hinaus verschwinden sehen.

Neuntes Kapitel

An der Akademie ging das Leben seinen Gang. Der Frühling hatte neue Werke hervorgebracht. Draußen auf der Wiese die Anemonen und Schneeglöckchen zuerst, und die Wiesenschaumkräuter, die Bäche und Raine säumten, und den goldgelben Schmirgel, der aus blauen Sumpfwassern kroch, und manches, das im Luftkreise Süße hauchte.

Und drinnen, in den Meisterateliers, auch allerlei. Das war alles in den Frühlingssalon gewandert, wo es an der Wand hing, und von dem Ruhm und Können der Meister Zeugnis schuf. Wie neuer Schmirgel und neues Vergißmeinnicht.

„Aber eine Wunderblume ist nicht darunter," meinte Einhart trocken, als er auf die Stufen vor die große Ausstellung wieder herausgetreten. Einhart sagte nur das. Grottfuß lehnte sich an den Gedanken an und ereiferte sich noch immer, daß die Leute zu sklavisch wären, und daß es nur gelingen könnte, wirklich zu überraschen, wenn man auf eine neuerfundene Weise etwas sagte, und das heißt, stilisierte. Einhart fand all das Gerede lächerlich. Er hatte sein Wort gesagt und sagte nichts weiter. Vor den Kunstwerken in

den weiten Ausstellungsräumen hatte er gar nichts geredet. Rein nichts. Grottfuß war es, der sich über tausenderlei aufregte. „Die Malweise ist roh," hatte Einhart bei einem Bilde gedacht, ins Schauen und Suchen versunken, und war weiter gegangen.

Seit er Dorothea in seinem Dachzimmer gehabt und seinen Zigeuner mit der Geige daneben gesehen, den Traum neben dem Leben, war ein Riß in ihm, wie eine Wunde. Wie Einhart, den ganzen, großen Kreis von Bildern hinter sich, mit Grottfuß wieder auf die Straße getreten, war er gleich vorwärtsgegangen, als wenn er allein wäre. Grottfuß, über diesen Hochmut heimlich empört, war auch abgebogen, ohne mehr als seinen Knopfstock mit dem blauen Lasurstein ein wenig von der Schulter gegen Einhart zu neigen.

So waren sie auseinandergegangen.

Einhart war unsäglich ermattet und unzufrieden. Rein in der Idee. Rein nur im Sohinträumen von etwas, das er nicht kannte. Er war wie ein rechter Zigeuner jetzt wieder. Auch recht verwahrlost äußerlich, kann man sagen. Wenn auch seine runde Wirtin, die dick war wie ein Faß, und die immer weinte über allerlei Eigenes und Fremdes,

dafür sorgte, daß wenigstens der Rock gebürstet und die niedergetretenen Stiefel geputzt waren. Hände und Gesicht konnte sie doch dem zwanzigjährigen, dunkelsträhnigen Menschen nicht mehr waschen. Die Haut blieb grau und die Nägel schmutzig und alles hing achtlos an ihm, wie die fetten, glänzenden Strähne um seine Stirn.

Einhart lief jetzt allein und sehr aufgewühlt. Er war es zufrieden, Grottfuß, der ewig theoretisierte, los zu sein. Er lief nach Hause, und nachdem er eine Leinwand nach der andern hervorgeholt und genau betrachtet, überkam ihn ein langes Sichvergessen.

Was in ihm hinging, ist nicht leicht zu sagen.

Er hatte ein sehr liebendes Anschauen in allem. Worte und Namen standen nicht zwischen ihm und seiner Welt. Es war gegen ein Uhr gewesen, als er sich so noch im Hut, und den Krückstock in der Linken, auf einen Stuhl am Bette niedergelassen. Nun saß er die Augen manchmal geschlossen. Was ihm vorüberging, war eine lange, graue Reihe von Menschen und Dingen, wie in einer Stadtstraße. Auch die von daheim — und schwüle Nächte. Ein eigentümlicher Reigen von Gefühlen, darin

kein Drang ihn weckte, aufzustehen, und sich zu rühren. Er hatte wie ein hartes Leid auch. Irgendwo mußte es zu finden sein. Er hätte nicht gewußt, wie sich hinbewegen? Eine Angst war es, ein einziger, physischer Druck, daß die Adern an seiner Stirn manchmal heftig pulsten. Auch an die Landstraße hatte er denken müssen, wo er einmal hinausgewandert in der seligen Ahnung nach Wunderdingen.

Seltsame Verschlafenheit fast, in der alles Begehren untergesunken, wie auch Hunger jetzt und Durst.

Er hatte da allerhand gemalt, das er starr ansah: Geigenspieler, nacktes Gesindel mit bronzenen Leibern, sehnsüchtigen Blickes. Aber auch das alles hatte jetzt Klang und Glanz verloren. Daß er es verabscheute, wie die graue Leere. Er fühlte sich ganz hoffnungslos. Er begriff nicht, wie das alles so schnell schal geworden. Er nahm eine Schere und stieß eine Leinwand nach der andern durch und schnitt ein Bild nach dem andern aus dem Rahmen, ohne aus seinem Sinnen aufzuwachen. Alles war glanzlos und sinnlos und nüchtern, dünkte es ihm, wie einem, der plötzlich nicht mehr Musik —

nur noch den Lärm daraus im Ohr behält. Er konnte nichts finden, das ihn jetzt hätte halten können. Nicht er selber, noch irgend ein Heilbringer. Auch Herr Soukoup nicht, mit seinen großen Kunstforderungen, noch gar Meister Teodor mit seinen Idyllen. Alles war grau in grau, kleinlich-wirklich, nichtig, bekannt, gut und tüchtig und sonst nicht viel, ein rechtes Herkommen der Seele von langeher, immer wieder wie Blumen kommen —: „nur keine Wunderblume darunter!"

In diesem Augenblick trat jemand ein. Die Wahrheit zu sagen, Einhart sah heut durch die Wände. Wie er so geträumt mit offenen Augen, es mußten Stunden vergangen sein, es war gegen vier Uhr jetzt, und er war noch von früh an ungegessen und ungetrunken, hatte er ein Spüren in allen Fasern. So hatte er feine Tritte schleichen hören, und hatte schon am Anklopfen gemerkt, daß hinter der Tür Fräulein Reseda Einlaß begehrte. Es ist ein wahres Wunder, daß sie gerade an seiner Tür pochte, wo er, ein rechter, vogelfreier Zigeuner, vielleicht schon morgen diese ganze Welt voll Herkommen würde verlassen haben, vielleicht schon heute, vielleicht schon im nächsten Augenblick, weil ihn der Drang nach

etwas Wunderbarem von neuem angepackt und hingenommen. Aber jetzt stand Fräulein Reseda in aller Sanftheit vor ihm.

Einhart war nicht einmal aufgestanden, so erstaunt war er. Er sah sehr verlassen aus und lächelte. Fräulein Reseda erkannte an seinen Augen, daß er erst allmählich in diese wirkliche Welt sich nach Hause fand. Seine Augen sahen herum, wie einer, der von etwas zu viel Licht geblendet sieht. Fräulein Reseda ging freundlich näher.

„Werden Sie böse sein, wenn ich einmal zu Ihnen eintrete?" sagte sie sehr fein.

Einhart sah, daß es ein vornehmes Fräulein war. Obwohl der Kropf leicht aus der Mantille heraussah, hatte sie eine ganz erwählte, stille Rede, die Hände fein und schmal voll blauen Aderwerkes. Einhart konnte wirklich jetzt nur lächeln. Schon weil auch Fräulein Reseda aus Güte lächelte.

„Oh oh, was Sie da haben!" sagte sie wie mit flüchtigem Blick in leichtem Vorwurf, auf die bunten Leinwandfetzen am Boden weisend, halb verlegen. Übrigens war, wie Einhart jetzt noch genauer sah, Fräulein Reseda bucklig. Aber ihr Auge war tief und braun, ihr Gesicht blaß und schmal, mit einem

behaarten Wärzchen am Unterkinn, und ihre Bewegung in allem fast fromm und verhalten.

„Ich wollte schon immer einmal kommen," sagte sie „weil ich dachte, daß ich Ihnen etwas nützen könnte. Sie leben allein und sind gewiß noch jung und unerfahren," sagte sie.

Einhart war in solchem Falle recht wie ein Mann, der gar keine Acht hat, auf keine Forderung und Höflichkeit. Nur ganz voll Zutrauen. „Ach Gott —" sagte er, „allein — ja — allein — lebe ich — oder auch nicht allein. Wie man es nimmt. In Gesellschaft genug! Ich komme eben aus dem Ausstellungstrubel, da war die ganze Stadt —" sagte er.

„Wissen Sie, weswegen ich komme?" fragte Fräulein Reseda. „Aber erst erlauben Sie mir zu sitzen," sagte sie gleich darnach, „ich habe immerfort Wäsche gelegt. Sehen Sie! Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie mich nicht auch einmal besuchen wollen? Sie leben so sehr unregelmäßig und gewiß nicht immer in der besten Gesellschaft!"

Einhart fand diese Rede wunderlich. „In der besten Gesellschaft?" wiederholte er und ging zum ersten Male auf und ab, als wenn nun jemand gekommen wäre, der ihn zur Rede stellen und mit Mahnungen

versehen wollte. Er mußte an die Nacht mit Dorothea zurückdenken. „Nein, Sie haben durchaus recht," sagte Einhart dann zustimmend. „Begreifen Sie doch: man weiß eigentlich überhaupt nicht recht. Die Eltern schicken einen an so eine Akademie und sagen nur: ‚Tue Gutes!' Nun müht man sich. Und greift ins Unbestimmte. Ich habe Sie doch nie gestört mit meinem Wohnen hier? Oder doch? Wollen Sie mir etwa deshalb die Leviten lesen?" — sagte er verlegen lächelnd.

„I Gott! lieber Herr Selle! Ich werde — — — nein nein — — — Glauben Sie doch das nicht! Nichts dergleichen. Nur ganz allgemein: nämlich — ich wollte Ihnen immer sagen: ich glaube, die Künste hat der Teufel erfunden," stieß Fräulein Reseda dann hervor. „Das ist nichts Gutes! Da wird alles veräußerlicht. Und äußere Maße sind nicht immer die inneren! O Gott!"

Beide waren eine Weile verlegen lächelnd still für sich.

„Und nicht nur das," sagte Fräulein Reseda hastig weiter, als Einhart dann lebendiger sie anzusehen angefangen. „Die jungen Künstler leben ein gottloses Leben. Sie taumeln herum, wie die Schmetter-

linge auf allen Blumen, wo sie etwas Süßes finden. Und haben nicht Halt." Und ehe sich Einhart besann, brachte sie vor, daß sie manchmal bei sich junge Leute hätte, Leute in Einharts Alter, gute, strebsame, fromme Jünglinge. Und wenn er sie besuchen und so manchmal auch bei ihr ein Mahl mit denen einnehmen wollte, möchte er kommen. „Nicht um meinetwillen komme ich," sagte Fräulein Reseda am Ende ausdrücklich. „Ich dachte mir, daß ein Leben gewonnen wäre, wenn der Geist der Jünglinge nur rechtzeitig auf die wahren Güter und Halte gerichtet würde."

Fräulein Reseda sprach sanfte Ideen, daß Einhart sein Lächeln gar nicht wieder los wurde. Als er sein Hin- und Herwandeln einstellte, worin er jetzt ganz dem alten Herrn Selle glich, war er froh, daß eine Stimme aus einer ganz anderen Welt plötzlich zu rufen angefangen.

„Gewiß werde ich kommen. Warum denn nicht?" sagte er bestimmt. „Einmal schon, weil ein Künstler allerlei Menschen kennen lernen muß, und sich aus tausend Zügen etwas erlesen. Und dann, weil Sie mich gewiß nicht einladen, um mich drüben zu vergiften," sagte er drollig, „weil ich

Ihnen nicht mißtraue." Fräulein Reseda lachte hell auf. Ihr Lachen war ein feiner, gefälliger Klang. Einhart mußte dabei unwillkürlich an etwas Schönes und Freies denken. Aus dem Lachen kam ein Hauch voller Hoffnung wie aus einer fernen Jugend.

Wie dann Fräulein Reseda hinaus war, war Einhart noch immer erregt, wie wenn er etwas erlebt hätte. „Eine Wunderblume ist nicht darunter," hatte er auf den Stufen vor der Ausstellung gesagt, als er am Morgen mit Grottfuß heraustrat. „Ob denn hier im heimlichen Bodengelaß etwas Wunderbares blüht?" dachte er jetzt. Er hatte alle Dränge vergessen, hinauszuwandern, seine Mattigkeit und sein Widerstreben gegen sich selber, seine Begierde, die Gegenwart hinter sich zu lassen. Fräulein Reseda hatte gleichsam, wie eine Schale noch in lauter Hüllen, ihr seltsam gütiges Leben vor ihn getragen. Einhart begann neu erfaßt, aufzulachen. „Man muß solcher Menschenliebe mit Kropf und Buckel nachspüren," sagte er vor sich hin.

Zehntes Kapitel

Fräulein Reseda hatte ihre Wohnung im vierten Stockwerk, wie Einhart seine Giebelstube. Und Einhart war wirklich zum ersten Male im Leben entzückt, wie es in einer menschlichen Wohnung aussehen konnte.

Einhart kannte jetzt manche Wohnstätte von Menschen. Nicht nur die Behausung, in der Herr Geheimrat Selle nebst Frau und den Töchtern saß. Man lebte darin noch immer so recht ein Leben der Gewohnheit. Und alle Möbelstücke und die Blume auf dem Teppich schienen eine steife Würde für sich zu tragen, so etwa, als wenn jedes für sich sagen wollte, gedungen und ausgenützt stehe ich und diene hier einem gleichmäßigen, eintönigen Leben. Das Sofa mit den großen Lehnen und der Tisch mit dem Silberteller voller Karten mit noblen Namen und Würden, ein jedes vergriffene Stück schien heimlich zu stöhnen und zu raunen, daß es sich wie verschlafen und steif fühle und wie hoffnungslos eingeschlossen, als ein freudeleeres Glied in dieser nichtgeachteten, verschlafenen Runde. Da gab es nur ein eintöniges, heimliches Widereinanderklingen wie in den Seelen. Und der Herr Geheimrat

tat der blauen Blume im gelben Spiegelfelde sogar jetzt noch öfter die Ehre an, einmal mit Sammetschuhen geärgert darüberhinzugehen und ringsum weder den Sklaven „Tisch", noch den willigen Sekretär oder den Diener Schreibtisch groß zu achten.

Das war so Dienervolk.

Das stand da oben in der Wohnung des Geheimrats wie unten im Hause in der Wohnung des Herrn Ypsilon und wo nicht noch alles! Und allenthalben hatte man da an den Wänden auch Bilder und Stiche angebracht, ohne groß zu achten, welche Seelen hier ihr Lied gesungen, oder aus welchem Grunde man da und dort in Ecken und Winkeln Einladungen zum Sitzen in Holz und Kissen hingepflanzt. Das war Dienervolk, Tische und Stühle, Bilder und Schränke, was man aus Herkommen und Notdurft zusammengedungen auf Markt und Gassen, und was man schlecht und recht eine bürgerliche Wohnung nannte.

Dann hatte Einhart auch eine Wohnung gesehen, die ihn seltsam genug dünkte. Als er zum ersten Male bei Professor Soukoup eingetreten. Tische und Stühle darin waren alle aus feinen Hölzern,

funkelnagelneu, alles feine Prunkstücke, ein jedes wie ein Muster einer feinen Idee, die sich darin ausprägte, ganz rein und in einfachsten Linien, wie Professor Soukoup ausdrücklich erklärt hatte. Es saß sich wirklich sehr bequem auf den großen Stühlen. Keinerlei fremde Zierrate. Die Ornamente der Teppiche mit denen der Gardinen eingestimmt. Wenn das eine Zimmer einen blau empfing, sah man weiter in gelbe Räume. Allenthalben klangen die Farben der Wände mit den großen Dunkelornamenten der Vorhänge und Möbelflächen zusammen. Es war wie ein extraarrangiertes Orchester, das jedem, der hereinkam, sofort ein Lied oder einen Siegesgesang oder ein sanftes Adagio aufspielen konnte, wozu dann der Dirigent viele Male auf den Eintretenden die Augen richtete und zu sagen schien: „Nun, ist das nicht eine feine Musik? wohne ich nicht unter reinen Harmonien?"

Einhart wußte es gar nicht, daß man solche Orchester allenthalben jetzt in reichen Häusern spielen ließ. Daß, wenn der reiche Herr Ysop sich von den Wandflächen und Teppichen und aus Möbel und Gefäß so eine stumme Musik von einem

Künſtler erſinnen ließ, auch die Möbelſtücke und Bowlen und Teller des Herrn Ypſilanti nicht ganz tonlos bleiben durften. Daß man eigentlich jetzt ſozuſagen in allen vermögenden Häuſern denſelben Muſikanten begegnete.

Aber Fräulein Reſedas Wohnung, der begegnete man nirgends. Man kann ohne weiteres ſagen, daß Einhart einfach vergaß, daß Fräulein Reſeda einen Buckel hatte, ſofort, als er eingetreten. Daß Fräulein Reſeda einen Kropf hatte, der aus der Mantille herausſah. Er ſah nur noch das lange, hagere, feine Geſicht mit der Naſe, die ihm nicht mehr lang, nur ſehr ausdrucksvoll ſanft auf alles zu weiſen ſchien, was die ſchönen Dunkelaugen ſprachen. Gewiß war die Haut von Fräulein Reſeda welk. Aber das Geſicht hatte einen Rahmen ſchwarzer, voller Scheitel unter dem Chenillenetz, und das ſchlichte, fromme Kleid, das ſie trug, erinnerte ihn an ein altes Stammbuchblatt, das Frau Selle einmal früher, als ſie in alten Sachen kramte, von der Großmutter gefunden und ſogleich zerriſſen hatte, weil ſie damals gemeint, das wären auch ſolche Dummheiten geweſen, die man früher betrieben.

Nun, zu allernächst muß von der Wohnung geredet werden. Daß sie im vierten Stock lag, hatte der Seele der Wohnung gar nichts anzuhaben vermocht. Um so wunderbarer kam es jedem vor, der aus dem dunklen Bodenraum hineintrat. Man hätte hier gedacht, nicht einmal niederen Dienern, stumm und devot und unzugehörig, geschweige gut bezahlten Stadtmusikanten zu begegnen, nur etwa müdem, abgenutzten Gesindel, wie es in Einharts Stube dürftig zusammengelesen. Und nun sah man es gleich, daß darin nur wirkliche, stille, liebe, alte Vertraute zusammenstanden, wirklich Vertraute, mit langen, tiefen Schicksalen.

Allein die eine Wand gegen die beiden Fenster war schon rein wie ein Altar der Liebe, so däuchte es Einhart, wie er eintrat. Da stand ein bauchiger Schub mit goldnen Griffen und einer Decke von Mutterhänden mit Blumen durchwirkt, bunte, farbighelle Sterne, einer anders als alle, und in stillen Stunden, wenn Fräulein Reseda in der Dämmerung noch ohne Licht saß, begannen diese Blumensterne sich zu einem Bilde voll liebenden Lebens zu ergänzen, erwachten auch die Hände mit der dünnen Haut und den blauen Adern — und den

großen Nadeln und die Augen voll Bläue und die ganze, liebe, haubenumrahmte Muttergestalt neu. Und Fräulein Reseda konnte allein aus dieser Decke eine ganze, lange Geschichte voll beseligender Erinnerung, wie die Biene aus einer Blume Honig ziehen.

Und auf der bunten Blumendecke stand eine Uhr, das seltsamste Stück, aus schwarzem Holze, mit einem großen Auge von Zifferblatt mitten wie eine Sonne in einem Tempelgiebel, der von Säulen getragen war. Und der Perpendikel schwang dazwischen und pendelte auch noch in einem prismatischen Spiegel, daß er zur rechten und linken Seite immer sich auch noch einmal entgegenkam. Das alles wäre nur fesselnd gewesen. Auch, daß diese Uhr sauber mit Goldblumen besetzt war und überhaupt ebenso gut in einem Schloß auf einem marmornen Kamin wie in dieser stillen Heimstätte einer frommen Menschenfreundin hätte ihr Stundenlied pendeln und pinken können. Wenn nicht auch hier noch außerdem eine alte Schicksalsmelodie daneben geklungen.

„Diese Uhr gefällt Ihnen?" hatte Fräulein Reseda gleich, auf den erstaunten Einhart blickend, ge-

sagt. „Ja, das ist nämlich ein kleines Wunder. Soll ich Ihnen die Geschichte erzählen?"

„Erzählen Sie gleich," hatte Einhart nur neugierig erwidert.

„Mein guter Vater hätte alles in der Welt, nur dieses Stück nicht hergegeben," sagte da Fräulein Reseda. „Was daran wahr ist, weiß ich nicht. Dergleichen Sagen gibt es ja wohl manche in alten Familien. Sie sind nur ein Phantasiespiel der Liebe um unser Herkommen, um unsere Vergangenheit sozusagen," erklärte sie. „Aber es ging die Sage, daß ein Elf meiner Urmutter, die eine alte Adelsherrin auf einem Herrschaftssitz war, diese Uhr, eine Kette und einen Becher zutrug." Und nun hatte sie ausführlich alles erzählen müssen, was Einhart unsäglich berückend schien, und ohne Farbentafel ein eitel vorüberwehendes, beglückendes Traumbild.

„Erzählen Sie mir alles," hatte er sie mit verzehrtem Blicke angesehen mit seinen Glutaugen und mit einem Lächeln tiefster Erregung, gar nicht einfältig, obwohl in ganz innigversunkener Hingabe, wie sie ihm in dieser ganzen Akademiezeit nie aus Seele und Auge aufgeblitzt. Denn hier

auf einmal begannen sich Sehnsuchten zu stillen. Hier duftete etwas gar nicht nur wie Reseda. Hier schien wirklich von lange her ein einsames Glücksland.

„Also einen Becher und diese Uhr und eine Kette brachte der Elf?" Einhart war ganz im Wunder.

„Meine Urgroßmutter hatte nämlich gerade einen Knaben geboren und lag im schweren Himmelbett im Schlosse in den Wochen," erzählte Fräulein Reseda. „Innig verpflegt, brachte sie ihre Zeit in Halbträumen zu. Und manchmal, wenn sie die Augen auftat, schien in dem Dämmerraum eine kleine, feine Flamme von einem Öllämpchen her, das auf einem Ecktische stand."

„Und in einer Nacht hatte sie eine Erscheinung. Ein kleiner, bärtiger, wetterfester Kerl, der kaum zum Bett aufragte, steht gegen den Schein. Zuerst hatte sie ihn für einen Kleiderzipfel gehalten, der vom Bettstuhl ragte. Dann erkennt sie ihn, weil er ganz dienstwillig sein Zipfelhütchen lupfte und sie flüsternd anspricht: ‚Du birgst ein Kind hier im Schutz. Und das ist gut. Aber mein Weib hat auch ein Kindlein geboren und sie kann es nicht schützen vor deinem Öle', sagte der kleine Mann ganz voll

Kummer. ‚Hätten wir hier nicht rasten gemußt, weil zu gleicher Zeit wie deine auch meines Weibes Stunde kam, wir wären nicht hier. Oh, Herrin, sieh nur hin! Deine Öllampe sickert Tropfen um Tropfen durch die Tischspalte, und die Tropfen fallen gerade auf mein Weib und Kind. Gebiete doch, daß man die Lampe auf einen anderen Platz stelle.'"

„Am Morgen dachte meine Urmutter hin und her über den Traum. — Aber der Traum wiederholte sich die folgenden Nächte. Und endlich nach dem dritten Male befahl die bleiche Wöchnerin, die Öllampe auf einen andern Platz zu tragen."

„Und was geschah?" fragte Einhart eifrig, dem der feine Mund im graubleichen Gesicht offen blieb, daß man seine gelben Zähne sah.

„Ja, nun raten Sie einmal!" sagte Fräulein Reseda drollig gewichtig.

„Um aller Welt Wunder willen, wer kann solche Entzückungen aus der Luft greifen?" gab Einhart ganz ernst zurück und schwieg.

Da lud ihn Fräulein Reseda vor einen gläsernen Schrank, der von vier Mohren gehalten dastand,

und öffnete lange nicht, weil sie selber ins Träumen geraten, nur lächelte. So daß nun beide von dem kleinen Öllämpchen träumten, und wie Tropfen um Tropfen auf das winzige Elfenbett niederfiel als wie der Schlag der Stunde.

„Oh die Sache löste sich wunderbar," rief dann Fräulein Reseda. „Denn in der vierten Nacht erschien das Männlein wieder und sagte, indem er einige schwere Dinge heranschleppte: ‚Ihr habt mein Prinzeßlein gerettet. Mein Weib ist schwach und bleich noch wie Ihr, aber sie sieht mit leisem Lachen auf das Kind. Die Tropfen fallen nicht mehr, sie zu bekümmern. Habt Dank und nehmt, was ich Euch bringe! Solange Euch die Uhr schlägt, wird Euer Haus eine glückliche Wohnstätte sein! Solange Ihr aus dem Becher trinkt, werdet Ihr süße Träume haben! Solange die Kette am Halse der Schloßfrau blinkt, werdet Ihr in Menschenliebe wandeln!'"

Fräulein Reseda öffnete jetzt und zeigte Einhart alles, den Becher aus einem Stück Bergkristall, die feine Kette aus grünen Steinen, die sie gleich unter ihrem Halskräuschen hervorzog. „Man muß seine wahren Güter heimlich tragen, weil sie mehr

wert sein müssen, als nur zu prunken," sagte sie neckisch, als sie sie vom Halse abzog und ihm hinhielt.

Nun, weiß Gott, Einhart war das alles,daß ihm die Augen weiter wurden.

Die Geschichte hatte Fräulein Reseda nur so anspruchslos hinerzählt. So kam und ging es aber an allen Enden, vor Bildern seltsamer Ahnfrauen und vor Tischen und Schüben. Aus jeder Ecke ragte eine Geschichte, eine Fülle von Ereignissen, wovon in dem Glasschrank voller kleiner Spielgeschmeide schon allein an die Tausende saßen. Nicht etwa aufbewahrt, damit es andere hören oder sehen sollten. Ganz und gar nur zur Liebe für die Eine, wie überhaupt die ganze, feine, duftige Wohnstätte des einen, einsamen Fräulein Reseda.

Sogar an den Fenstern besah Einhart lange Zeit versunken weiße, schattende Lichtbilder aus einer alten Zeit, wie Schäferspiele holde Dinge. Und Einhart achtete gar nicht, daß er vor dem Nähtisch des Fräulein Reseda versunken saß, vor den drolligen Gesichtern der elfenbeinernen Stopfkugeln im bunten Nähkorbe und den Nußknackern, die Nadelhalter darstellten. Alles hier atmete und hauchte feinen Sinn und liebes Leben. Er wußte

gar nicht, daß er tatsächlich neugierig wie ein Dieb herumschlich und dann ohne Erlaubnis den Nähschub aufgetan, um tausenderlei Ringwerk, feine, bunte Kinderkettchen auch, lustiges Schnitzwerk und metallnes Knöpfelzeug, und dem Auge insgesamt so recht lüsterne Dinge auszukramen.

Alles das gehörte zu Fräulein Resedas ganzem Leben. Und es däuchte ihm, daß er jetzt Fräuleiu Reseda gut kannte. Und es däuchte ihm auch, als ob er schon einmal im Traume auch vor diesem Nähtisch gesessen, mit den bunten Blinkeflittern gespielt, die Lichtbilder gegen die abendgeröteten Fenster in Vision gesehen, den ganzen, vielgestaltigen, winzigen Nippkram des Glasschrankes angestaunt, den feinen, spitzen, fremden, kühlen Ton der Tempeluhr hätte pinken hören, fast wohl gar in einer andern Welt.

Und wie dann Fräulein Reseda, als Einhart noch immer versunken gesessen in allerlei Traumspielereien, gar ihr ein wenig gläsern klingendes Klavier geöffnet und weich anschlagend fromme Töne voll fremden Wohlklangs hineinschlang in die Stille, war Einhart zum ersten Male ganz und gar in einem neuen Wunder.

Elftes Kapitel

Wie Einhart nun einmal war, Sinn und Leben begann eine andere Richtung zu nehmen, seitdem er den steinkristallenen Zauberbecher und die Tempeluhr in Fräulein Resedas Wohnung angestaunt, und seitdem er wußte, daß das grüne Steinkettlein heimlich unter dem weißen Spitzenkräuschen an Fräulein Resedas Halse verborgen blinkte. Seit der Zeit wußte er eigentlich gar nicht, daß ihn etwas wie eine Akademie noch mit tausend Forderungen drückte, und daß es in der Stadt ein Haus gab, wo die sieben Sachen der Kunst des Jahres aufgestapelt bunt herumhingen. Er führte jetzt ein richtiges Müßiggängerleben.

Wenn Grottfuß kam, fand er meistens Einhart noch schlafen. Die kleine Lampe war heruntergebrannt. Malutensilien und Skizzen lagen seit Wochen schon umhergestreut. Gewöhnlich lag auch das Buch, worin Einhart gelesen, auf der Diele, weil er es beim Einschlafen hatte fallen lassen, und seine dünnen Decken hingen aus dem Bett heraus.

Einhart schlief in dieser Zeit sehr unruhig, weil er die seltsamsten Träume hatte. Nie im Leben hatte man sich um sein „Seelenheil" bekümmert.

Dieſes Wort gefiel ihm außermaßen. Gerade ſo empfand er jetzt die Seele und Art von Fräulein Reſeda. Gerade ſo empfand er es, als wenn er von irgendeinem Zwange ein Lebenlang umſponnen, plötzlich geneſen wäre. Er begriff es gar nicht. Er hielt ſich nur feſt, mit allen Sinnen und Wünſchen ganz verſunken.

Sobald Grottfuß ihn geweckt hatte, begann er zu erzählen. Er hatte gewöhnlich den Abend mit Fräulein Reſeda zuſammen zugebracht. Oft war ſie mit ihm vor der Stadt geweſen, irgendwo im Grünen, irgendwo auf einer weiten Wieſe wieder unter hohen Eichen, die mächtig im Abendſonnengold umfloſſen geragt. Sie hatte einen Strauß Frühlingsblumen in Händen gehabt, und er war neben ihr gegangen, ganz beglückt im Sinnen und Staunen, aber nicht nur ſo im Allerweltsweſen der Dinge, gar nicht — — feſt umſchloſſen von den feinen Gefühlen dieſer kleinen, vornehmen Perſon, die in jedem Worte etwas herzutrug von lange her geſammelt und geſichtet, und die jeder Blume ſogar mit ihrem Namen eine kleine, ſüße Sage umband wie eine weiße, durchbrochene Halskrauſe.

Tatſächlich ſaß Einhart den ganzen Tag womög-

lich jetzt drüben bei Fräulein Reseda, die natürlich einen ganz anderen Namen hatte, obwohl der süße Duft immer um sie schwebte, und auch ihre ganze Wohnung immer nach Blumen roch.

Grottfuß ging einmal mit Einhart hinüber. Fräulein Reseda hatte es gewünscht, Einharts Freund kennen zu lernen. Aber Grottfuß war sehr ernüchtert. Schon weil er eine junge, blonde Sängerin zufällig kennen gelernt hatte, in die er verliebt war. Er nannte es mit Rücksicht auf dieses junge, blonde, verliebte Ding von Elevin, die an einer Musikschule studierte, und die er nun seinerseits besuchte, so oft er konnte, im Grunde lächerlich, mit dieser alten, buckligen, moralischen Person sich abzugeben. Hauptsächlich aber, weil sich Grottfuß bei Fräulein Reseda ganz aus dem steifen, theoretischen Gleichgewicht gebracht sah.

Aber Einhart war um so lieber bei Fräulein Reseda. Sie hatte ihm zum ersten Male allerlei Ideen entschleiert. Sie besaß eine Fülle Bücher. Er las alles nur Erdenkliche. Man kann sagen, Dinge, die er nie gehört, Philosophen und Dichter und Kunstbücher und Kunstlehren aus alter Zeit. Immer so, daß er gar nicht zu sagen wußte, was

er alles gelesen, so versunken in die Dinge war er gewesen. Er hatte eine umständliche Art und Weise, zu lesen. Er mußte sich alles genau ansehen, wie wenn hinter jedem Worte ein Gleichnis stünde, und das Wort nur ein Wink wäre, anzusehen, was irgendwo wirklich war. Nicht immer fand er es gleich aus, wo und was? So sah er die wunderbarsten Sachen und merkte gar nicht das Leben um sich, und kam aus der Lektüre, wie man aus Träumen erwacht, die dann entschwinden und vielleicht einmal von ferne wiederkommen.

Und in allem war er jetzt vertraulich mit Fräulein Reseda. Sie kümmerte sich um ihn wie eine Mutter. Auch die Jünglinge lernte er kennen, die Fräulein Reseda aus dem Seminar zu sich lud, sehr eingeschüchterte Jungen, ein wenig zurückgeblieben in ihrem Fortkommen in der Schule, wie ehedem Einhart selber. Aber gar keine Träumer. Die sich bei Fräulein Reseda nur satt aßen. Die sie auch allerlei abhörte. Es war Einhart allmählich ganz aufgegangen, daß das Kettchen an ihrem Halse es wahr gemacht, daß das alte Fräulein wirklich in Menschenliebe wandelte.

Die kleine, alte Dame fühlte sich am Tische unter den Burschen wie eine gute Mutter und gab unter Lachen nicht nur gute, gesunde, reichliche Kost, auch ihre guten, feinen, sinnigen Worte banden manche Gefühle zusammen im Geiste jedes, daß er nun, ohne recht zu wissen, sicherer vorwärts lief.

Aber Einhart fand die gedrillte Devotion sich ein wenig zuwider. Er wußte mit diesen Jünglingen nichts Rechtes zu machen. Daß er, wenn er genug gegessen und getrunken hatte, zumeist aus dem Lächeln nicht herauskam, sobald die Seminaristen fade Späße von den Lehrern zu erzählen und ein wenig einfältig zu werden begannen.

Er gestand es Fräulein Reseda auch ruhig ein, daß er mit diesen Menschen ohne Träume nichts anfangen könnte. Fräulein Reseda nannte ihn dann hochmütig, sagte, man müßte die Menschen nehmen, wie sie Gott geschaffen, daß ein jeder eine unsterbliche Seele hätte, daß die Seelen vor Gott alle gleich wären und manches freundliche Wort ausgleichender Gerechtigkeit. Worüber Einhart, indes er sich schon etwa in Sakuntala versenkte, nur nebenbei einmal hell auflachte, unter verzeihendem Zulachen von Fräulein Reseda, die den Seminaristen nichts der-

gleichen zugelassen, aber Einhart all das eigene, selbständige und freie Wesen nachsah.

So war es einige Monate hingegangen.

Einhart hatte Akademie und Malen einfach in der ganzen Zeit vergessen, hatte sozusagen sich an Hab und Gut von Fräulein Reseda, an Seele und Sinn und alle die Ideen und Schätze und Bücher von Fräulein Reseda angesogen, als er erfuhr, daß seine Mutter ernstlich daheim erkrankt wäre und er kommen sollte.

Zwölftes Kapitel

Im Hause von Herrn Selle ging man auf Zehen. Die Kranke war so erregbar und schmerzempfindlich, daß die leiseste Erschütterung sie aus Wachträumen weckte und jammern machte. Geheimrat Selle sah aus wie Kreide so fahl. Die großen Mädchen waren bleich und überwacht, weil sie halbe Nächte, auch wer nicht an der Reihe war, halbausgezogen auffaßen, mit den Händen oft stillgestellt beim Knöpfen oder Nesteln, oder in sonstigen, achtlosen Hantierungen, wenn sie dem Stöhnen im Krankenzimmer lauschten.

Rosa ging kindlich zart um, sehr gütig, sehr tätig. Nur Emma war garnicht still zu machen mit ihren dringlichen Fragen, weil sie immerwährend die Angst fühlte, und bei jedem, der da war, eine Zuflucht oder einen Trost suchte.

Frau Selle war unerwartet erkrankt. Man hatte es zuerst, als die empfindlichen Darmschmerzen kamen, nicht recht beachtet. Bis schlimmere Symptome sichtbar geworden. Dann hatte man als letztes Mittel einen operativen Eingriff noch gewagt.

Einhart war am Nachmittag angekommen. Niemand aus der Familie erschien in der Bahnhofs-

halle, ihn abzuholen. Obgleich es zum ersten Male war, daß er die Heimat nach Jahren wiedersah. Er lief gleich auf den Bahnhofsplatz, wo einige ihm bekannte, zerschlüterte Droschken mit eingedeckten, müden Pferden harrten. Als er sich allenthalben hier wieder umsah, ging es in Einhart hin, wie wenn wahrlich Lieder klängen. Nun kam es wieder, was er vergessen. Er ging ganz heiteren, erhobenen Hauptes. Der Eindruck der alten Heimat, die ihm jetzt neu wirklich schien, daß er wie einen einstigen Einhart um alle Ecken mit Knabentollheiten in der pfiffigen Seele antreiben und heranstieben sah, war so stark, daß er ganz sonst vergaß, daß keine Schwester ihm auf seinem Wege entgegenkam. Und daß keine Menschenseele ihn hier mehr kannte.

Der weiße Schnauzbart des Klassenlehrers leuchtete ihm entgegen, als er um die Ecke bei der Promenade einbog. Einhart, plötzlich erschreckt, hatte seinen Hut ehrerbietig aufgehoben und glitt vom Bürgersteige unversehens herab.

Aber der Klassenlehrer grüßte gleichgültig. Er sah sich nicht weiter um.

Und Einhart trieb, die Augen wie immer, wenn ihn Erstaunliches lockte, ganz weit und unwecklich

aufgemacht, vorwärts, um die Promenaden rund herum, ohne noch einstweilen an zu Hause zu denken.

Kein Wunder. Einhart hatte im Leben nie Krankheit gefühlt. Er hatte höchstens eine dicke Backe bei Rosa oder Mutter drollig angesehen und das vermummende, weiße Battisttuch darüber. Oder so unbestimmt gehört, daß Vater an Gichtschmerzen litte. Nichts wie wirkliche Krankheit war ihm bisher achtsam vorgekommen. Nun gar der Tod! Einmal im Bilde ging er von ferne an ihm vorüber. Er sah jetzt nur die alte, graue Stadtmauer wieder, die alten Bastionen, den gelben Strom, Dom und Kirchen, die er früher nicht einmal bis zum Kapitäl der Torsäulen oder dem Giebelfelde sich angesehen, daß er jetzt erstaunt war, wie schattig und hoch das alles schon damals mußte gewesen sein. Er schritt auch der Brücke entgegen, dort, wo er seinen Tornister manch liebes Mal heimlich geborgen, und an den Lieblingsplätzen seiner jungenhaften, verträumten Spiele. Bis zu Geheimrat Selles war er noch garnicht durchgedrungen.

Aber dann stand Einhart doch in der bekannten, engen Straße davor, vor dem alten, gelben Hause,

und hatte plötzlich wie eine Schwäche im Blute rinnen. Als wenn er die Treppen mühsam nur ersteigen könnte. Garnicht etwa ein Gefühl von Ahnung, daß ihn da etwas Furchtbares anfassen würde. Garnicht eine Vorbedeutung von erschrecklichen Dingen. Nur als wenn dieses ganze, große, dreistöckige Haus hart durchsetzt wäre von der steifen, strengen Vatergestalt, an der er nun wie gelähmt aufstieg. Denn das war es, daß er jetzt fühlte, dem Herrn Geheimrat Selle bald gegenüberzustehen, und weil er recht eigentlich plötzlich hart empfand, daß er jetzt noch weniger etwas gelten könnte wie je. Nicht vom Gendarm wie ehedem, von einem heimlichen Einsiedler geführt, wurde hier Einer heimgebracht, der erwachsen war. Zur Besinnung und zur Sehnsucht nach sich und seinem Werte war er durchgedrungen. Nicht so zur Wegeerkennung, wie ein anderer, als ein richtiger Traumgänger aus ihm je hervorgehen sollte?

Einhart war mit solchen Empfindungen die zwei Stiegen langsam emporgeklettert und war in einer Erregung, die ihm fast den Atem nahm. Daß er noch immer nicht zu klingeln wagte und lange stand.

Da merkte er, daß an der Tür sich ein Schild be-

fand, worauf Herr Selle mit eigner, großer Handschrift das Klingeln durchaus verbat.

Das machte ihn entschlossen, daß er klopfte.

Johanna kam, versorgt, ganz leise. Katharina auch, die schön und groß geworden. Alle bleich und ganz leise, ihn nebenher küssend, und ihn wie tröstend gleich. Und Emma kam, die völlig verstört aussah und verängstigt. Die ganz vergaß, guten Tag zu sagen. Die ihn gleich flehentlich bat, daß Mutter nicht sterben sollte! Und Rosa zuletzt, sorgend, gütig und schön in ihrer Tatkraft, nur einen Schluchzer plötzlich herausweinend, dann wieder sanft die leise fließenden Tränen nicht achtend, als sie klar zu Einhart redete: „Mutter ist so unendlich schwach," sagte sie.

„Wärst Du doch einen Tag früher gekommen!"

„Ach mein Gott im Himmel!" sagte sie und klagte sie.

„Sie hat sich gesehnt nach dir! Nun wird es zu spät sein! Nun wird es zu spät sein!" begann sie jetzt zu weinen.

Einhart sah das Leid und die grauen Mienen. Aber daß es zu spät wäre? „Was ist zu spät?" sagte er verzehrt, als Herr Selle selber kam, um

Einhart stumm die Hand zu reichen. Einhart nahm Vaters Hand und küßte sie inbrünstig. „Vater? Um Gotteswillen? Was ist zu spät? Was ist zu spät?“ sagte er in Leidenschaft und lief, was er nur konnte hin, wo die Mutter im Bette lag.

Aber da richtete sich Einhart auf, als wenn er ein Raubtier zum Sprunge wäre, lang machte er sich. Denn es lag da eine weiße Gestalt. Es lag da etwas in den Kissen, was er nicht mehr kannte. Ärzte standen daneben, ganz unbeweglich. Die lebten. Aber die weiße, fremde Gestalt war wie eine Marmorgestalt, steinern. Die Mutter konnte es unmöglich sein? Einhart schlich ganz nahe. Er streckte auch gleich seine Arme nach dem Bette aus. Er bebte bis zu den Füßen. Die Tränen sprangen aus seinen Augen heraus. Während Vater und die vier Schwestern ihn halten wollten. Weil er zum ersten Male im Leben jetzt einen furchtbaren Schrei plötzlich ausstieß, flehend nach der bleichen, entfremdeten Muttergestalt die Arme reckend in zerreißender Sehnsucht — und ebenso plötzlich auch schon in Ohnmacht hingesunken war.

Der Tod hatte im Raume gestanden.

Einhart hatte den Tod noch nicht mit Augen gesehen.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

Oben im Gebirge wehte der Südwind über Felsen und Knieholz nieder ins Tal, und der Himmel war wie eine helle, blaue Glocke, rein in seinem Glanze. In den Talgeländen, die sich bis zum Waldgürtel erstreckten, lagen Kirche und Haus und Hütte in friedsamer Stille, und es schwammen Krähenscharen von der letzten Wiesenfläche oben auf und zogen mit Gekreisch ferner und ferner. Man hatte Grummet eingebracht in mächtigen Hocken. Vater Sender, der alte Bauer, und seine große Tochter, waren beide vielemale Schritt um Schritt gegangen, so breit und hoch war die Last, die sie immer neu auf den Rücken genommen, und der einsame Feldweg bis zum Gehöft an der Lehne lag voll Heu, weil der Windstoß mit unsichtbaren Händen den Tragelasten Büschel entriß und sie hinwarf und umtrieb und verwehte.

Vater Sender war ein gebeugter Mann. Sein Rücken hatte das Leben lang Lasten getragen, Schritt um Schritt, aber ohne zu wanken, auch wenn es Zentnerlasten gewesen. Sein Gesicht war lang und glatt rasiert, daß man nur die großen Furchen sah, die Sorge und Sinnen eingegraben.

Sein Grauauge ſanft und innerlich, und ſein großer Schädel blank, wenn er die vergilbte Mütze einmal in die große Schwielenhand nahm, um ſich den Schweiß mit der andern Hand zu wiſchen.

Vater Sender war ein Träumer, ſo in ſeiner Weiſe. Als er heute mit ſeiner großen Tochter zuſammen, die Ella hieß, ſich am Grashange unter dem Wildroſenbuſch ſorglich niedergelaſſen, um ſeine Brotſtücke mühſam hinunterzukauen, während Ellas junger Mund hineinbiß wie eine Schlange, die gleich ganze Biſſen einfach glatt hinunterſchlingt, hatte ihn bald eine tiefe Müdigkeit ergriffen, daß der alte Blankſchädel, mit den weißen Haarfranſen unregelmäßig im Nacken, in dem Schattengemuſter des Roſenbuſches hingeſtreckt wunderſam friedlich lange dagelegen, wie ein Toter, ſtill und ergeben. Und wie er dann von neuem ſich erhoben, um mit leichtem Geſeufz und ſehr für ſich, wie immer, mit Ella zuſammen zu rechen, und Schritt um Schritt mit ſeiner markigen Kummergeſtalt die Gurten für die neuen Hocken auszubreiten, da mußte er es Ella doch erzählen, daß er wieder die liebe, heilige Jungfrau geſehen, leibhaftiger als je im Leben. Des alten Sender Augen waren groß und grau und

demütig und schüchtern, wie die eines Knaben, der von der ersten Liebe einen Glanz verbirgt, wenn er davon redete. Diese Träume gehörten zu ihm und beseligten ihn manchmal.

„Gesehen — so wie ich dich sehe — Tochter," sagte der alte Mann. „Und wie gesehen," sagte er nach langer Weile sinnend. „Früher habe ich die heilige Jungfrau manchmal mit Augen gesehen. Als ganz alte Frau einmal, alt wie unsere Mutter. Nur ganz und gar nicht geschäftig, wie die, die sich gar nicht Ruhe gönnt." „Und das zu Geschäftige ist auch nicht immer das einzige," fügte er sorglich hinzu, als er wieder nur zugesehen, wie Ella sich mit dem Rücken in den gehäuften Schober warf, bis er ihr selbst die Gurte über die Schultern legte, und sie den Packen zusammenriß.

„Ja — so wird es gut sein," sagte er dann nur und griff die überhängenden Büschel Heu heraus und warf sie auf die Wiese zurück.

Ella war so verloren in ihre Tätigkeit, während ihr das Buntttüchel um Kinn und Nacken flatterte, daß sie gar nicht weiter fragte, noch sonst sprach. Der Vater konnte erzählen oder innehalten, gleichviel.

„Also die heilige Jungfrau wars heute wieder," sagte er jetzt mehr für sich. „Aber ganz jung diesmal. Und viel Kinder waren um sie. Man hätte denken mögen, daß es unsere Schulkinder waren, weil sie geradezu Lärm machten." „Was mich ordentlich ärgerte," fügte er lässig hinzu.

Als Ella mit der Heulast längst fern den Hang hinab sich mühte, mußte der Alte aus irgendeinem Grunde über sich oder über das Bild innen lachen. Und er lachte dann noch ein paarmal so einsam in die lose Sommerluft, als er die Wiese höher hinauf die breiten Schwaden, die jetzt gegen den Abend getrocknet waren, zusammenwarf. Er murmelte und murrte, nahm die Mütze ab und sah vor sich hin.

Oben vom Walde her kam Einhart. Er sah dürftig aus wie immer, braungebrannt und dunklen, losen Blickes. Das kurze Jackett abgeschabt. Er wohnte jetzt in den Bergen. Nach der Mutter Tode hatte er nicht lange daheim ausgehalten. Und in die Stadt zurück war Einhart plötzlich ein Ekel gekommen. Der Kummer „Tod" stand in diesen ganzen Zeiten heimlich vor seinem Auge, wie eine schwarze Rätselwolke.

Wer Einhart jetzt sah, und es war schon ein Winter vergangen, den Frau Selle unter Schnee gebettet gelegen, der sah eine seltsame Verwandlung. Aus ihrem Grabe waren längst neue Blumen aufgesprossen, und der Junimond hatte seine hellste Sternenweise licht und weich über ihr Grab geleuchtet.

Wer Einhart jetzt sah, mußte an dem Dunkelstrahl seiner Augen erkennen, daß er die Welt neu und neu inniger ansah, saugender, verzehrender, so wie die Mutter einst. Sein Blick hätte noch traurig gelten können, wenn nicht der Schein Güte darumgeschwebt, wie kindliches, lächelndes Staunen jetzt in diese Heumahd und zu dem alten Grauschädel hinüber.

Der alte Sender kannte Einhart gut. Einhart hatte im Giebel des Senderschen Hauses sein Bett und seine wenigen Malgeräte und sonstigen Bedürftigkeiten. Allerlei Skizzen waren lose an die getünchten Brettwände angezweckt. Beim Lichtspan in der dämpfigen, großen Wohnstube des Häuslers unten hatten sie beieinander gesessen, der alte Bauer ewig mit der Pfeife im Munde und Einhart nicht weniger wie er, in die Dämpfe des Kartoffeltopfes vom Herde her, den die alte, krumme

Mutter geschäftig versah, seinen Tabaksqualm hinzublasend.

Nun ließ sich der alte Sender auch nicht ein Jota stören. Nicht ein Mal sah er hinüber aus seiner Hantierung. Bis Einhart zwischen den Schwaden schreitend und die Büschel Heu Fuß um Fuß vor sich werfend, heran war. Aber auch, wie Einhart jetzt schon am Raine stand, ganz nahe, lachte Vater Sender nur zu ihm hin, und Einhart ließ sich ins Gras nieder und sah lange stumm zu.

Einhart hatte weder Stock noch Malkasten. Ein kleines Bibelbuch hatte er aus der Tasche gezogen, das er ins Gras warf, streckte sich auf den Rücken und hielt das goldne Büchel gen Himmel dann.

Es war wundersam, daß Einhart jetzt immer die Bibel las. Das war seit Frau Selles Tod gekommen. „Ich muß es ergründen," sprach es damals plötzlich in ihm. So hatte er seither tatsächlich eine wahre Lust und Neugier gewonnen. „Und Weisheit viele," sagte er immer, „und nicht Ruhe." Jetzt gingen tausend Bilder der fernen Frühzeit des Hebräervolkes in der Wüste mit ihm. Und die

großen Gewaltmenschen auch, die Propheten, die zu dem sicher verderbenden Jahvevolke die Sprache von Vulkanen und Feuerherzen redeten, es zu mahnen. Er hatte eine ganze Ruhmeshalle solcher unerschrockener Menschenmahner in sich aufgerichtet. Es schauerte ihn, wenn er ihre Worte hörte. Und er hörte sie mit dem leibhaftigen Stimmton, den nicht Bücher, den nur Menschen selber haben.

Das war schon den Winter über gewesen, daß er die Propheten las und las.

Jetzt wandelte er die Friedenswege vom sanften, bleichen Jesusmanne und seinen gütigen Wundern, und war nur herangekommen, weil ihm die inneren Gesichte nicht oben bei den Waldwipfeln Ruhe gelassen. Weil ihn das Rauschen erregt. Weil er in dem Frieden am freien Sonnenhange nun besser den blauen, heiligen See vor sich sehen und den in seinen weißen Mantel gehüllten Heiland, von Kindern umringt, erkennen konnte. Er begriff und umfaßte mit Inbrunst, was da stand in ewigen Zeichen: „Selig sind, die geistig arm sind." Er las auf dem Rücken liegend neu und neu diese lachenden Seligpreisungen.

Der alte Bauer ragte neben ihm ins Licht. Sein Schatten lag lang über die Wiese, von Einhart ungesehen.

„Na, schön guten Abend, Herr Selle!" sagte endlich der Bauer, als er einmal ruhte.

„Gott! Guten Abend, Vater Sender!" ermannte sich Einhart.

„Man muß Sie preisen," sagte der Alte, mit dem Rechen Heu herzustreichend und hielt dann wieder inne. „Sie raffen Weisheit zusammen, immer und immer, und ich Heu. Aber Menschen und Tiere müssen leben."

„Wißt Ihr, Vater Sender, was ich eben gelesen?" sagte Einhart lächelnd.

„Woher nur das wissen? Nicht einmal gesehen hab' ich, ob die Wolken gingen und Krähen flogen. Wo soll ich her wissen, was Sie in Ihren Gedanken hatten?"

Da wollte ihm Einhart das Goldbüchel hinhalten. Aber Vater Sender konnte ohne Brille nicht lesen.

„Nein nein, ich werde es Euch lesen," sagte Einhart gleich und las laut, daß die lauen Abendhuschen Heubüschel und Worte gleichzeitig den Hang hinabtrieben, eindringlich die Seligpreisungen.

Vater Sender ſann lange vor ſich hin, wiederholte die Worte und begriff ſie kaum: „Selig ſind, die geiſtig arm ſind, denn ſie werden das Himmelreich gewinnen.“

Danach war es lange ſtill zwiſchen ihnen, daß Einhart neu weiterlas, und der Bauer wieder geſchäftig fortrechte und zuſammentrug.

Dann kam Ella. Sie war ein blondes, großes Mädchen, lange Dunkelwimpern im hellen Geſicht. Sie hatte den Traum des alten Sender nicht loswerden können, daß ihm neu die heilige Jungfrau erſchienen. Sie begann jetzt davon Einhart in heiterem, unheiligen Tone zu erzählen.

So ging der Gottesſohn und die junge Gottesmutter mit über die Heuwieſe.

Aus dem kleinen goldenen Buche war der Gottesſohn herausgekommen, und aus dem Blute des Alten die holdſelige Maria.

Daß dann, als der alte Sender mit dem Rechen über der Schulter und Ella noch mit einer vollen Hocke Heu auf dem Rücken, trotzdem hoch aufgerichtet, und Einhart, den Hut in der Hand, ein Zigeuner, ſo dunkel und ſo ſchmächtig noch immer, mit dem fetten Haarſträhn über der Stirn und den langen,

dürren Fingern, die das Bibelbuch umspannten, als alle die drei heimschritten im Abendglast und umflogen von Fliegen und Mücken, ein jeder mit schönen Geistern ferner Zeiten in seiner Seele, aus seinen Augen ein Lachen hatte.

Zweites Kapitel

Man kann nicht denken, wie Einhart seit der Mutter Tode wieder versunken und achtlos leben konnte. Nichts draußen, als nur die Dinge, die über seiner inneren Augen Helle gingen und sein eigenes Licht gewannen, sah er jetzt. Nichts konnte ihn kümmern, weder Nacht noch Sonne. Nichts konnte ihm klingen, als was er selber aus der Ferne hervorgerufen im eignen Ersehnen oder Hinausträumen. Er aß wie ein Derwisch das Brot, das man ihm reichte, und trank wie ein dunkler Landstreicher die klare Quelle, die irgendwo am Wege rann.

Das Einzige, was Einhart aus den Bergen mit fortnahm, war ein richtiger Tatmut aus neuer Ahnung und ein kleines, sonderliches Buch voll an sich geringer, aber bezeichnender Notizen.

Das Büchel

Gleich im Eingang, vor anderthalb Jahren geschrieben, stand:

„Berge und Sonne! Daß so etwas ragt und so etwas leuchtet! — — — und daß meine Mutter zu kaltem Marmor wurde, zu Erde!??"

Dann stand:

„Die Stille hier unter der Linde, wo die Knospen jetzt golden gesprungen, und die Schattennetze im Grase tändeln, ist unerhört. Wer begreift, daß es andere Würden gibt, als diese ferne, einsame Seligkeit, „man selber zu sein, ganz nur man selber zu sein!"

Dann:

„Johanna ist eine Dame mit schwarzem Ausschnitt und feinen Spitzen am vollen Halse und einem Seidenhut mit großer, schwarzer Feder. Als ich neben ihr ging, fielen meine kurzen Hosen zu sehr auf, und ich däuchte mir überhaupt wie von wo anders her. Katharina ist eine Dame mit einem nicht geringeren Hutumfange. Ich werde kaum noch solcher Damen Wege kreuzen. Rosa ist wie eine Lilie sanft. Voll Schwermut in ihrem sammetnen Dunkel. Sie merkt noch, daß etwas verloren ist. Sie denkt viel an Mutter und weint. Ich kann über Tote nicht weinen. Ich gehe jetzt mit den Jüngern Jesu. Aber ernst wie sie nicht! ausgelassen! ausgelassen! Das ist auch lange her, daß sie über Steine wandelten und an Steinen sich stießen. Und ein richtiger Fehler dieser Begleiter des Liebe strahlenden

Menschenfreundes war es, daß sie nie lachten. Das machte, daß Christus sich nie recht erholen konnte von seiner Herkulesmission."

Dann:

„Hatte Jesus nie Augenblicke, wo er lachte! Wie wäre es anders möglich bei einem Menschen von so viel Schau und Wärme. Wenn er sonst nicht lachte, dann heimlich. Jede Würde wird lächerlich, über die nicht der Gewürdigte lachen kann. Nun gar ein Prophet! Oh! Ich müßte mich heimlich halb tot lachen, weil ich doch die Menschen kenne und den ganzen, ewigen Höllenbreugel von Neid und Dünkel und tausend Süchten."

Dann:

„Wie Christus sich entschloß, auf den Markt in die Großstadt zu ziehen, mußte er sicherlich noch einmal tüchtig lachen erst. Er wußte sehr genau, daß jetzt das Theater begann. Wie er sich Palmen wedeln ließ, wie er großartig unter Jauchzen und Geschrei des Volkes auf einer Eselin in Jerusalems Tore einritt, da war das Theater fertig. Noch heute reiten die Kunstreiter auf Pferden mit ihren großen Trommeln auf die

Straßen und Märkte und locken das Volk zusammen. Da mußte dieser ganz Innerliche, der sein Herz vom Himmelreich der Güte und Menschenliebe übervoll auf den Markt unter den Pöbel trug, heimlich blutig lachen."

Dann:

Sommer. Heumahd.

„Heute kommt Ella und blickt mich lange an, unten hinter dem Heuschober in der Sonne, umarmt mich, und wirft mich in die weichen Schwaden. Ein kräftiges, schlankes, schmiegsames Ding. Ich habe mit Entzücken ihre weichen Brüste gefühlt und habe sie auch geküßt, weil sie nicht locker ließ. Eigentlich sind ihre Augen wie lustige Blumen, so blau, und so nichts, wie Spaß und Leichtsinn. Sie wird nun denken, das müßte immer so gehen, wenn niemand uns sieht. Eigentlich ist sie doch nur ein dummes, einfältiges Ding!"

Dann:

„Die Bäuerin fragte ich einmal, wie sie sich Christus denke?

„Christus — ach mein Gott! ein Gottessohn, ich hab wohl Zeit, mir zu denken, wie er war?"

„Wie er ausgesehen hat," meinte ich?

„Ja, wie er ausgesehen hat?" sagte die Bäuerin. „Wie ein Gottessohn aussieht!" Und sie wies mich auf das Bild hin, das an der Wand hing. „Man hat nicht viel Zeit, über so was zu sinnen. So wird er wohl ausgesehen haben," sagte sie noch einmal, unterdes ich mir das Bild ansah. Es ist ein Holzschnitt: Christus in Gethsemane von Dürer. Man kann da nur sehen, daß er ein Volksmann und in einer Verzweiflung ist. Nebenhin gab die Bäuerin einen Wink, daß man zum Essen riefe, hatte Christus vergessen und sprach mit Ella über das Schweinefutter."

Dann:

„Der Bauer träumt allerlei fromme Dinge, aber nur die Jungfrau Maria ist seine Göttin. Von Gotte weiß er den Namen, und von Christus die Geschichte von der Hochzeit zu Kana. Da liebt er nämlich sehr zu denken, daß man das viele Wasser, das immerwährend von den Bergen her in seinen Trog perlt und plaudert, einmal könnte in Wein verwandeln. Wenn er so neben dem Steintrog steht und dies Wunder erwägt, möchte er wohl gern, daß einmal zu diesem

Zwecke Christus auf seiner Schwelle erschiene. Aber von der Jungfrau träumt er leibhaftig vielerlei klare Bilder und erzählt davon selig versunken."

Dann:

„Wenn man nicht die Pharisäer immer in kalter Spannung und gehobener Würde fühlte, wäre es nicht ein solches wahres Vergnügen, die Menschlichkeit im natürlichen Leben Christi zu fühlen. Besser noch, als nur immer seine unerschöpfliche Mildigkeit, der Schalksnarr und Verächter wäre einmal aus ihm herausgesprungen, all das Würdengesindel mit der Narrenpritsche auf die Köpfe zu schlagen.

„Wird es Christus je gelingen, das Menschenvolk in wahre Menschlichkeit hinein zu treiben?"

Dann:

„Ella ist ein tolles Ding. Ich könnte sie malen, wenn sie nur nicht immer nachts käme. Sie kommt im Hemde auf den Boden geschlichen, und ist schlank wie ein Blumenstengel, wenn sie ihre letzten Hüllen im Mondlicht abwirft. Unsagbar, so ein Licht auf dem frischen Fleisch, und die Silhouette in scharfen Schatten auf der Diele.

Sie erwürgt mich halb im Spiel ihrer nackten Glieder. Da ist sie nicht einfältig und auch gar nicht jung, dünkt mich. Da ist sie wie ein heißer Dämon, hart fordernd, ohne ein Wort. Das ist Leib und Leben, die es machen. Ihre Augen blitzen, und ihre Augen schwärmen, und ihre Rufe sind wie Vogelrufe oder wie Raubtierrufe. Man begreift ein Unbegreifliches, was uns alle narrt dann und zusammen zwingt. Ich mußte sie schließlich hinaustreiben. Sonst vergißt sie Bauer und Bäuerin, und daß der alte Bauer sie mit der Peitsche schlüge, wenn er es wüßte."

Dann:

„Nun merken die Alten, daß ich kein Geld mehr bekomme. Sie schimpfen heimlich. „Und Du bist nur ein Müßiggänger," schreibt mein Vater."

Dann:

„Ella findet immer noch den Weg zu mir, auch wenn der Alte hinterdrein ist. Ein paar Skizzen hab ich von ihr doch gemalt. Aber ich hab sie wieder zerrissen."

Dann:

„Die Alten reden kein Wort weiter, und Ella hastet und wirft Kessel und Wanne, und zankt

ewig mit der Mutter. Es ist nicht gut sein mehr. Zumal wirklich nicht Geld kommt. Auch das verfängt nicht, wenn ich versuche, von der Bibel zu reden. Geld müßte ich bringen. Wo soll ich es aber hernehmen?"

Dann:

„Meine Skizzen von Christus am See Genezareth, da lachen die Bauern. Sie sehen gar nicht, daß da See, Menschen und Kinder gemalt sein sollen. Außerdem sind es wirklich nur Versuche. Der Lehrer am Orte sieht mich auch nur verlegen an, wenn er von meinen Leinwanden wegsieht. Und mir ist das nun eine Malerei! Wie kommt es, daß ich mir das einbilde, wenn die andern es nicht sehen?"

Dann:

„Übrigens ist es wild und lustig, wie Ella nie Ruhe läßt und immer die Nächte in den dünnen Hüllen kommt, sobald die Alten schlafen. Derb und toll wie ein Wirbel! Jetzt erscheint sie mir auch am Tage ganz anders, nun ich sehe, daß die Arbeitshast nur einen Vulkan Sinnenlust verbirgt. Es blühen keine Blumen unter ihren Füßen. Es ist alles hart. Am Tage lacht sie jetzt viel,

und wirft mir Blicke, daß ich mich bis zur Nacht trösten soll. Ist das nicht ein tolles Spiel?"
Dann:

„Ab nach Constanza! es muß ein ander Leben gelebt sein! Nicht zum Vergangenen und nicht zu dem stracken Mädchen! Zu mir zurück! Außerdem muß ich Vater zeigen, daß ich kein Müßiggänger bin! Außerdem reiße ich aus. Der Bauer mag sich an Vater wenden, wegen der geringen Schulden um die Notdurft. Also: nun, meine traumlose Schöne, ist das Spiel am Ende! Nun können deine Träume beginnen nach mir! Da kannst du auch einmal eine Träne weinen. Da werden deine Begierden Augen und Ohren gewinnen und ausblicken und aushorchen lernen —: einmal in die ferne Welt. Adieu!"

Drittes Kapitel

An einem breiten, dämmernden Hause unten dicht an der Landstraße blinkte ein großer Steintrog voll klaren Wassers, und der Strahl, der unaufhörlich hineingurgelte, glänzte silbern. Es war eine Mondnacht. Einhart war auf seiner Wanderung hier angekommen. Denn Einhart war den ganzen Tag schon auf Wanderschaft.

Er war jetzt noch gerade so wach, wie ihn seine Notlage gestern Nacht auf einmal gemacht hatte. Er hatte auch diesen ganzen Wandertag nicht Träume noch Visionen. Weder mit den Propheten, noch mit Jesus und seinen Wundertaten waren ihm Augen und Seele voll gewesen, nur mit dem staubigen, steinigen Wege, mit den glühendroten Ebereschtrauben manchmal gegen den hellen Himmel, und mit zurück springen in Gedanken zu allerlei Fragen und Zweifeln und Ermessen.

Es war Einhart durchaus nicht leicht angekommen, als es Mittag gewesen, der Weg müde gemacht, und die Sonne reichlich brannte, in das Haus eines Dorfarztes am Wege einzubiegen, und ein Stück Brot für seinen Hunger einfach zu erbetteln. Man hatte nur einen Spalt geöffnet, als man gesehen,

daß ein Vagabond davorstand, und hatte ihm dann eine harte Semmel und ein Stück alten Käse herausgereicht.

Einhart hatte vor der Glastür gestanden, den Hut in der Hand, sich selber so recht zum Gelächter.

Der Name des Arztes glänzte im Leben unverwischlich in goldnen Lettern auf weißer Tafel vor Einharts Augen, wie er ihn dort abwartend und heimlich gefaßt, Schimpfworte zu hören, lange hatte anstarren müssen. Es verbanden sich noch spät mit diesem Namen sonderliche Frohgefühle von einem im Staube ziellos hinstreichenden Landfahrer, der abgehetzt und zernagt, wie Einhart jetzt war, innen und außen, plötzlich eine darreichende Menschenhand sich hatte zu seiner Stillung ausrecken sehen.

Ein rechter Unwürdiger am hellen Tage vor sich selber war jetzt Einhart, und ein recht Bedürftiger. Der junge Arzt, auf den Einhart stieß, als er das Haus wieder verlassen wollte und noch auf den Treppenstufen stand, hatte ihn zuerst nur streng angeredet, daß ihm Einhart gleich ganz menschlich erklärte, welche Bewandtnis es um sein Vagantentum hätte.

„Ein junger Kunstmaler bin ich, der sich verträumt und nicht ans Leben gedacht. Ich muß infolgedessen einmal wie Bettelleute vorwärts finden, wenn nicht durchs Leben, so doch bis zur nächsten Großstadt," hatte Einhart lustig verlegen gesagt. Denn das stand Einhart vor Augen, zur Stadt und zur Arbeit zurück. Da hatte ihm der junge Arzt Zehrung gegeben und ihn auch mit Abnehmen des Hutes freundlich verabschiedet.

Einhart gingen jetzt tausend Lebensgefühle um. Er verleugnete nie seine Art, Drangsal zu empfinden mit der Neugier und mit dem Behagen des Suchenden. Wie es Höllenfahrten gibt und selige Leiden der Gesteinigten. Auch eine wahre, hastige Besinnung auf sein Leben war lebendig, ihn in einen tätigen Zustand endlich zurückzutreiben.

So stand Einhart jetzt im Mondenschein am Wassertroge der Dorfschenke, sah die perlenden Silbertropfen und bedachte sich lange, nachdem er sich an dem hellen Glanzstrahle satt getrunken.

Die großen Fenster warfen warmen Schein auf die Dorfstraße. Es war lautes Leben drinnen. Einige Blicke streiften Einhart, als er den Hut in der Hand mit dem Stabe zusammen, ganz und gar nicht scheu

eintrat. Man hielt gerade eine Sitzung. In der Ecke des Zimmers um einen langen, kahlen Tisch saß ein Kreis würdiger Bauersleute mit dem Ortsgeistlichen zusammen, einem kleinen, kahlköpfigen Herrn, der soeben die Gemeindearmenpflege umständlich besprach.

„Armut, meine Herren," sagte er gerade, als Einhart eingetreten, „ist meist verdorbenes Blut. Armut ist meist Sünde der Väter bis ins vierte oder zehnte oder bis ins tausendste Glied. Man muß die Armut nicht pflegen. Man muß sie bekämpfen, wie einen Feind. Es gibt solche, die nur immer mitleidig sind. Das ist eitel Schwäche. Das fördert nur das Übel, dem wir steuern sollen. Überlassen Sie ein jeder der Zentralstelle — usw."

Aller Augen hatten auf den Geistlichen gesehen. Aber sie richteten sich auch schon heimlich dann und wann auf Einhart. Denn Einharts Dunkelblicke begannen sich jetzt zu füllen mit seiner Art Hoffart. Daß er, wie er in der andern Ecke der weiten Gaststube unter der Hängelampe Platz genommen, die nebenbei fragenden Blicke der Großbauern und des Pastors streng erwiderte.

Der Wirt kam gleich zu Einhart heran, ein Gewalt-

menſch, der eine Poſaune des jüngſten Gerichtes hätte laut blaſen können. Der Wirt ſah Einhart jetzt ziemlich umſtändlich und unerſchrocken an. Auch er hatte Zweifel an Einhart. Dürftig und zerfetzt wie Einhart jetzt ausſah, und dunkel und gelbgebrannt wie immer. Aber wie der Wirt Einhart genauer in die Augen geſehen und ſeinen ſanften Tonfall gehört, bediente er ihn doch in allen Ehren.

Und die Sitzung ging eine lange Weile ruhig weiter. Einhart achtete nicht groß weder auf Wort noch Widerwort. Er war ſehr hungrig. Als er Brot und Wurſt und Bier vor ſich hatte, begann er eifrig zu ſchmecken und zu kauen und mußte nur in Summa ein einziges Mal noch plötzlich hinauslachen über den Berg Hochmut gegen das Tal Armut ſo ins Geſamt.

Aber wie Einhart ſich dann geſtärkt fühlte, kam ihm auch gleich eine leiſe Tollheit an, ſich noch vollends als Schalk zu ſtellen.

Die Gemeindekirchenſitzung war zu Ende. Der Geiſtliche hatte ſie in aller Form geſchloſſen erklärt.

Da ſaß Einhart noch immer, ſah in ſein Glas, überlegte und begann dann wie ein Einfältiger zu lächeln.

„Ich werde Ihnen ein Rätsel aufgeben, meine Herren," rief er über den Tisch, mit einer gewandten Geste der Hand, recht wie ein Zauberkünstler. „Erlauben Sie es, ehrwürdiger Herr Geistlicher?"

Einhart war so unerfahren, daß er tatsächlich nicht die gewöhnlichen Titulaturen wußte. Aber man kann sagen, daß Bauern und Pastor sich durch die Anrede ohne alles Herkommen besonders betroffen fühlten. Es brachte unter alle ein richtiges Verwundern, weil Einhart jetzt auch die Bauern Ackerer nannte mit sonderlicher Absicht. Aller Blicke in der Gaststube betrachteten Einhart gespannt, als er an den Würdentisch näher herantrat.

„Es ist ein Ringelreigen und kommt nie zu Ende," sagte Einhart bedächtig.

„Ihr wollt Euch einen Spaß machen mit uns. Rätselraten ist nicht jedermanns Sache," sagte der Geistliche sehr ablehnend. Aber die Bauern lachten sich an. Ein jeder wäre gern der Kluge gewesen. Einer versuchte auch.

„Na! Das wär' doch!" sagte er, ein junger Bauer mit vollen, roten Lippen und einem unbekümmerten Lachen um die blauen Augen sehr nachdenklich. „Ich errate manchmal was."

Aber weil alle andern schwiegen, tat auch er nur, wie wenn er es aus seines Nachbars Augen lesen könnte, und sah dann unverrichteter Sache auf Einhart.

„Aber meine Herren Ackerer," rief Einhart recht mit Aufwand, „ob wir arm oder reich sind, ein jeder muß mittanzen. Keiner bleibt auf seiner Stelle. Und keiner auch weiß, wohin er in dem Reigen noch hingeraten wird."

Aber Einhart ließ jetzt nicht lange Zeit sich zu besinnen. „Was ist das?" rief er vergnügt lachend: „wenn's oben ist, fällt es, wenn es unten ist, steigt es."

Es war noch immer große Zurückhaltung. Die Bauern begannen gedämpft zu reden, einer zum andern. Es machte ihnen Spaß zu denken, wenn es auch nicht zum Ziele führte. Keiner wagte sich mit einer Meinung hervor.

„Ein jedes Ding ist so in der Welt. Und ein jedes Ding sind wir selber. Alles Geheime macht sich offenbar in uns. Nach oben steigen wir, nach unten fallen wir, wie das Wasser und der Stein. Es ist der alte Ringelreigen, von oben nach unten, von unten nach oben, und immer und überall. Es

wird es keiner anders erleben, als daß er herumkreist. Ich glaube nicht, daß einmal einer stille steht."

Der Pastor wurde immer ernster und schweigsamer am Tische. Die Bauern auch. Einhart wußte nicht, ob er nicht nur eitel Torheit geredet. Er war lange ganz still. Und er lächelte jetzt in sein Glas hinein, weil er sich auch einstweilen auf nichts weiter besann.

„Es steht ein Alter hinter einem Jungen und reißt ihn am Ohre. Und ein Uralter reißt ihn am Herzen. Nur daß man die Hände beider nicht sieht und die Stelle nicht kennt, wo sie angreifen. Was ist das?"

Aber auch das konnte niemand raten.

Da sagte Einhart ganz überlegen: „Mein Gott, Euch allen geht es so. Die Not läßt euch säen mit rastlosen Händen, und ihr möchtet doch von Herzen gern das Himmelreich ernten, seit Ewigkeit. Fragt doch den Herrn, der euch zur Sonntagsfeier zuredet, ob euch nicht alle die Not am Ohre reißt und das Gesicht vom Himmelreich abwendet?"

So ging es weiter. Daß die Bauern gemütlich wurden und fragten, wer es wäre? Auch Einhart

dann direkt fragten. Aber Einhart blieb dabei, daß er nur ewig umgeackert hätte wie sie, und daß sein Acker nichts trüge. Die Körner, die er säete, wären von Golde, aber nur im Traume — und gingen vor ihm nur als Nebelschemen auf. Er hätte keine Macht sie zu greifen. Da kam in alle wieder die Stummheit. Alle waren neu ins Nachdenken versunken.

Und dann erhoben sich alle endlich, weil der große Seeger Mitternacht schnarrte und schlug. Der Wirt gähnte noch einmal flüchtig, ehe er sich rückte, um die Zeche bezahlt zu nehmen.

Nur der Pastor blieb dann doch allein im Hause zurück, als die Bauern auf die nächtige Dorfstraße hinausgetreten. Ihm kam eine heimliche Erregung an. Er wollte mit dem seltsamen Gesellen noch Auge in Auge zusammen sein. Er nahm die Sache sehr ernst. Er dachte an einen richtigen Leugner und Antichrist. „Auch der Satan war ein schwarzer Engel und hat Weisheit genug, uns zu lehren," dachte er für sich.

Einhart konnte in solcher Trübsalslaune, wie er war, wirklich in allen Farben schillern.

So kam der Geistliche in die Wirtsstube zurück

gerade, als Einhart sich rührte, in das enge Nebengelaß, wo er schlafen sollte, einzutreten.

„Wir müssen noch einiges besprechen. Denn Sie scheinen ein sonderbarer Mensch," sagte der Geistliche ganz freundlich noch, aber voller Würde.

„Ach Gott! Herr Pastor!" sagte Einhart sanft. „Sonderbar! nun ja! wie man es so nimmt, wenn man zwischen Himmel und Erde pendelt."

Aber der Pastor wollte jetzt allerlei heilige Fragen gleich mit Einhart lösen, um ihn in die Enge zu bringen. Denn daß da ein Heide vor ihnen saß, war gleich allen, auch den Bauern und dem Wirte, geschweige dem Kenner des Evangeliums, von Anfang an klar gewesen.

„Wir haben vier Fragen, die wir uns bestimmt beantworten müssen," sagte der Geistliche sehr hingenommen von der Sache. „Die Menschenseele — — —?"

„Ja, die Menschenseele! — ist wie eine Luftblase, an die ein Leichnam gebunden ist. Die Luftblase zergeht, und der Leichnam fällt zu Boden. Oh mein Gott! gut, wenn man noch wandern kann!" sagte Einhart heiter lächelnd.

„Die Menschenseele ist unsterblich," sagte der

Geistliche mit Ruhe und sah Einhart durchdringend an.

„Nun gewiß!" sagte Einhart, „alles, was der Mensch sich träumt, stimmt!"

„Und die Seele ist auch frei!" sagte der Geistliche.

„So lange sie sich nicht ausreckt und in den Obstkorb der Hökerin auf dem Markte langfingerig hineingreift, Herr Pastor. Denn sonst kommt der Gendarm," lachte Einhart übermütig.

Aber der Pastor blieb ernst und voll Würde und war heimlich im Zorn.

„Und Gott — — —?"

„Einer, der einen Kopf hat, wie Sonne, Mond und Sterne zusammen, wie eine blaue Glaskuppel, oder eine mitternächtige Himmelsgrube, wer kann noch sagen, wohin der sieht mit seinen Augen, und wie er heißen soll? Der Glieder hat, wie große Weltenkörper, aus eitel Fels gefügt, der erglänzt in alle Weiten mit schnellem Strahle, schneller wie Wind, schneller wie das Schnellste, wohin hat der Mühe endlich zu dringen? und wie kann man seine Ziele wissen?"

„Gott ist unser Vater!" sagte der Geistliche.

„Auch unsere Väter können zum Rätsel werden, Herr Geistlicher," sagte Einhart.

„Und Ihr glaubt auch nicht an Jesus, seinen eingeborenen Sohn!" rief der Geistliche erregt.

Da kam Einhart lange kein Wort. Da stand das Jesusland plötzlich klar und nahe vor seinen Augen. Einen Jesus kannte er in sich. Einen, der in Menschenliebe an einem schönen See aufrecht saß, und Liebe sein Wort und Liebe seine Tat, sanft Erkennen und Gewährenlassen und sich dargeben ohne Groll Kindern und Sündern.

„Wenn ich an nichts glaube, an d e n glaube ich," sagte Einhart leise fast. Daß es dann stumm blieb unter den Beiden. Daß dann endlich der Geistliche zufrieden war. Daß endlich der Geistliche aufsprang und rief: „Glück auf den Weg!" Daß Einhart sagte: „Ich bin ein Künstler, Herr Pastor." Er sagte es sogar heiter wieder. Er sagte auch: „Ich werde Euch einmal einen Jesus malen! ach Gott!"

„Segne der Himmel Ihren Entschluß!" sagte der Geistliche, als er ihm die Hand reichte und ging.

Viertes Kapitel

Einhart kam mit Vorsätzen in die Stadt zurück. Er hatte gleich den Weg nach der kleinen Konditorei gemacht und war mit einer heimlichen Neugier mit der Klinke in der Hand noch eine Weile erst unschlüssig dagestanden. Er zögerte, weil er sehr verwahrlost aussah. Aber er besann sich auch gleich auf seine besseren Träume und mußte lachen, was und wen er hier alles noch finden würde?

Alles war hier beim Alten. Schon in den Straßen fuhren hin und her die Tramwaywagen und dieselben Karren und Omnibusse. An den Ecken standen wie immer die blaukitteligen Männer und warteten auf Aufträge, die sie von irgend wem zufällig erhalten könnten.

Die Akademie ragte noch. Der Portier hatte vor der Tür gestanden und Einhart groß angesehen. Meister Teodors lachendes Gesicht hatte gerade aus einer Fensterung über den Vorhang hinweg nach der Straße geblickt. Schüler kamen über die Treppe herab.

In Summa alles wirbelte und drängte hervor ganz in Trott und Melodie, die er kannte. Sodaß das heimliche Verlangen, Neues zu hören, wozu

man durchgedrungen, ihn jetzt noch mehr aufregte, als die Tage, die er einsam mit sich in Luft und Raum, im Blätterwirbel der Landstraße, seinen Weg herangekommen.

Einhart war wirklich bewegt, wie er endlich die Tür der alten Konditorei aufgetan. Der alte Lampenputzerstab lehnte noch immer in der Ecke im Vorzimmer. In der Mitte des Hauptzimmers an einem Rundtisch saß noch immer ein junger, vornehmer Krüppel mit verbildeten Händen und Füßen und starrte unverwandt, die wulstigen, glühen Lippen hängend, auf die Beinfiguren des Brettes. Einhart hatte diesen Menschen in seiner Akademiezeit Tag um Tag so beim Schachspiel gesehen. Wie die Punschtorte, die je und je täglich neu, von welchen Händen immer, an die alte Stelle geschoben wurde, so humpelte dieses junge Dreibein stets zur bestimmten Stunde an seine Statt.

Auch derselbe Alte war es noch, der ihm gegenüber vertieft auf das gefelderte Brett herniedersah.

In der Künstlerstube waren einige fremde Gesichter. Alle sahen Einhart mit Rückhaltung an. Einmal schon, weil er selber jetzt heimlich Fragen tat für sich um all des seltsamen Eines mit früher,

und um dessen, was hier sich damals zum Höheren verwandeln gewollt. Kam er denn noch als Einhart Selle? Als einer dieser jungen Prahlhänse, die jetzt wieder im Kreise um ihn saßen? Kam er denn noch, um es mit Worten zu erstreiten? Kam er denn noch um den hellen Tag mühselig vor irgend einem Modell in der Obhut Meister Teodors zu sitzen? Oder sich Professor Soukoups Kunstabsichten zur vermeintlichen Erlösung der ganzen Menschheit anzuhören zum hundertsten und wieder hundertsten Male? Kam er denn überhaupt noch als einer, der sich um irgend etwas draußen, um etwas Fremdes und Herzugetragenes an Kunst mühen wollte, um dann im Cafee und auf der Straße oder im engen Stubenschlitze zu lumpen und zu leben, was man so leben nennt? War er nicht erfüllt jetzt neu von verheißenden, beglückenden Bildern? War er nicht gekommen gerade nur, um jetzt zu versuchen mit aller Strenge, endlich ein Bild d. h. ein Abbild zu malen dessen, was sein Sinnen und Leben gewesen, und was nicht anders volle Gestalt gewann, als indem er es vor aller Leute Blicke hinschreiben würde mit ganzer leibhaftiger Allgewalt?

Fragwürdig sah er aus? Nun gewiß. Die Stiefel waren vom Wege mehr als abgetreten. Das alles fühlte er wohl in achtloser Empfindung.

Er war sehr freundwillig in den Kreis an den Rundtisch herangetreten, sanft grüßend und mit verlegener Scheu. Neue Gesichter machten ihn immer schüchtern. Obwohl ihm alle die Hand hin streckten.

Auch die Fremden kannten ihn längst.

Man hatte bei seinem Eintreten gleich heimlich Selles Namen herumgegeben. Alle sahen mit innerem Prüfen das eigengeartete Zigeunerwesen Einharts und sein jetzt wirklich ob all des neuen Alten einfältiges, zurückhaltendes Lächeln.

Einhart war auch geradezu überwältigt. Er hatte eine unglaublich fein ausschwingende Seele. Nicht nur sehr matt hatte ihn das lange Wandern gemacht, daß er erschöpft in den Lehnstuhl sank, den man ihm instinktiv frei gemacht, gerade ein Unbekannter, der garnicht gewußt, daß Einhart dort immer zu thronen gepflegt. Einhart war durchkreuzt von Erinnerungen und garnicht fähig, etwas zu sagen. Es war also richtig eine Stille entstanden.

Natürlich besann man sich allmählich und redete

in dem Abgebrochenen zögernd weiter. Da hörte Einhart, wie auch der alte Geist von einst noch immer umging. Es kamen dieselben Worte aus dem Blute auf, wie ehedem. Ganz als ob in diesem engen Halbdunkel mit der dumpfen Luft, die mit Vanillensüße und Staub und Rauchgeruch geschwängert, derselbe unsichtbare Geist eingesperrt säße, jede Lippe neu zu bewegen in derselben Melodie. Und der Kampf um Topf und Teller der Kunst begann zu Einharts Staunen wie einst scharf zu werden, ohne daß die erhitzten Großsprecher je merkten, was Einhart jetzt wußte, daß noch immer der Braten vergessen oder manchem auch unversehens heruntergefallen.

Einhart lachte dann nicht mehr. Er sagte nur, daß er weit her käme und zu Fuß. Die fremden Gesichter behielten ihn immer heimlich im Auge. Erst wie Grottfuß kam, in vollendeter Vornehmheit mit Gamaschen über den Stiefeln, mit einem Zylinder auf dem blonden Haupte, mit künstlicher Achtlosigkeit im Blick, gab es ein lautes Lärmen und ein freies Großtun der Freundschaft aus ihm, daß die andern stummer und stummer wurden, je mehr Grottfuß mit Einhart vertraulich redete.

Grottfuß ſah ſtets ſehr geiſtig und fein aus, gegen Einharts alte, dunkle Verwahrloſung wirklich recht abſtechend. Außerdem war Grottfuß ſchon mit Erfolgen tätig geweſen. Er hatte einige Bilder verkauft und wußte, daß er im Frühling ſich würde an einer Wand der Ausſtellung breitmachen können. Er hatte eine reiche Familie gefunden, deren eine halbreife Tochter ſich in ihn verliebt hatte, die er malte und in Ton bildete. Er war ganz von oben ein ſehr gewandter Mann geworden.

In der Konditorei behandelte man ihn mit mehr als gewöhnlicher Achtung. Wie er hörte, daß Einhart mittellos ankäme, gab er ihm gleich ein Goldſtück aus der Weſtentaſche. Er tat kaum, als wenn er es groß bemerkte. Er erzählte dabei auch, weil ſie jetzt ganz allein beieinander ſaßen, daß er der glücklichſte Menſch von der Welt wäre. Er hätte ſich mit Margit verlobt, ſagte er.

„Verlobt", das klang Einhart unglaublich unbekannt. Er hatte immer nur ſo unbeſtimmt gedacht, daß ſeine Mutter ſich einſt verlobt hätte mit Herrn Geheimrat. Und daß wohl auch die Geheimratstöchter ſich verloben würden. Gewiſſermaßen, als wenn man ein Zenſurbuch da erſt unterbreiten oder

ein Dokument, das man abgab, vorher müßte stempeln lassen.

Daß ein Künstler sich je an so etwas entzücken könnte, war ihm bisher nicht in den Sinn gekommen.

Außerdem war Einhart wie ein spröder Stein noch immer zu den Feingefühlen der Liebe. Es war noch immer, wie wenn er ergriffe, ohne zu begehren. Die Dirnen liefen ihm zu. Gewöhnlich mehr amüsiert und belustigt war er, als in jäher Erregung. Das mußte sein Blut sein.

Aber Grottfuß war in hellem Enthusiasmus. Margit hieß sie also. Öffentlich sollte es erst werden. Ein ganz feines, blondes Mädchen. Er brachte Photographien. Und allerlei, was er von ihr bei sich trug, zeigte er. Einen breiten Ring trug er von ihr. Er war gleich in einer sinnlosen Anpreisung all ihrer Tugenden und Schönheiten.

„Du hast sie also schon einmal gemalt?" sagte Einhart.

„Natürlich, in allen Façons," sagte Grottfuß.

„Ich brauche auch ein nacktes Weib, die ich gern als Sünderin malte gegen Christus", sagte Einhart.

„Nein, bitte, Selle!" sagte Grottfuß ganz piquiert,

„bitte, werde nicht zynisch! entweihe mir nicht meine heiligsten Gefühle!" sagte Grottfuß mit Vollklang, der das profane Modellsitzen mit Einharts Ernst und Drange verwechselte.

Einhart tat es gleich leid, daß Grottfuß gekränkt war, weil Grottfuß ihm dann auch Nachtquartier anbot in seinem Atelier und ihm überhaupt für das erste in allem wollte behilflich sein.

So ging der Abend hin, in einer gewissen Neugier heimlich in Einhart, und offen in einer recht freien Hingabe vonseiten Grottfußes, der immer nur wieder auf das Glück zurücklenkte, das er in der Liebe gefunden. Bis sie betrunken heimschwankten in Halbgedanken und lustigen Bildern.

Einhart hatte sich völlig übernommen. Er hatte ewig sein Glas Sekt erhoben, auf die blonde Braut zu trinken. Er hatte den allertollsten Philosophien Ausdruck gegeben, mit seinen spitzen Augen blitzend, wo der Mund schon kaum reden konnte, und mit Weisetun und Einfältigausſehen. Arm in Arm mit Grottfuß ging Einhart durch die Straßen und stieß seine Worte heraus.

„Nämlich die Kunst — — nämlich die Kunst — — Grottfuß! komm einmal her! bleib einmal stille

ſtehn im Lichte dieſer Laterne!" ſagte er, ſich gewichtig zuſammenraffend, „ich werde jetzt eine tiefe Weisheit reden: nämlich die Kunſt," ſagte Einhart, „iſt nichts, als die Liebe des Menſchen. Und du haſt ſie gefunden. Aber ich hab ſie auch gefunden. Wir beide haben das Kleinod gefunden, Grottfuß! Aber du wirſt zeitig genug damit fertig werden. Und ich werde euch allen erſt zeigen, wie und was Kunſt iſt! — Grottfuß!" — — „Grottfuß!" rief er immer von neuem: „Ich werde deine Braut als Sünderin malen vor Chriſtus!"

Einhart lag in Grottfuß' Atelier einſam im Dunkel halbentkleidet auf einem Liegeſofa und murrte es immer noch vor ſich hin. Grottfuß war längſt heimgeſchwankt in die Wohnung der Mutter, wo er jetzt noch wohnte.

Fünftes Kapitel

Das Leben in der Stadt begann wieder, aber doch mit ganz anderer Art und Aussicht, als es früher gewesen. Schon weil Einhart jetzt die Akademiekneipe fast ganz mied. Es war ihm einfach zuwider, sich leeres Geschwätz anzuhören, jenen verdünnten Widerhall der weisen Akademielehren, die ihm noch dazu in der Erinnerung mit dem faden Geruch alter Süßigkeiten gemischt erschienen.

Einhart dachte auch gar nicht daran einen seiner alten Lehrer zu besuchen. Auch Professor Soukoup nicht. Gelehrtes, nur mit Worten ergreifendes Wissen und Wesen der Kunst lag ganz hinter ihm. Er war darüber klar geworden, daß die Hochmomente des wirklichen Erlebens sich anfangs wie kleine, feine Sterne vor die Schau und Sinne stellen, genau und genauer besehen Keime Licht, die zu einigen Bildern und vollen Gleichnissen des eigenen Ganges und Schicksals aufwachsen. Daß es schließlich in Klängen oder Farben oder Ideen dann und wann etwas gibt, was wie ein Glück, wie ein Geschenk aus der Seele springt, geeint wie ein geschliffener Stein, unmittelbar und klar dem schauenden Wesen, ein Unvergeßliches an Gestalt und Gehalt.

Wer könnte es greifen, als der Träumer, der ganz dem Wachstum jener heimlichen Funken ergeben hin starrt und hinstaunt? und wer könnte es weiter geben, als nur der in Klang oder Farbe die Weise findet, die dann draußen klingt, was innen und ungeboren und verhüllt war.

Einhart war den Jahren nach jetzt ein junger Mann. Er war gegen vierundzwanzig Jahr und machte sich jetzt ziemlich bestimmte Verheißung dessen, was er aus seiner Seele als der einzigen Lebensquelle schöpfen wollte.

Am ersten Morgen, als Einhart in Grottfuß' Atelier aufgewacht war, hatte er sich nicht lange umgeblickt. Er hätte am liebsten gleich das Tintenfaß vom Tische genommen, um es nach diesem ganzen Unvermögen auszuspritzen. Grottfuß war offenbar völlig bergab gegangen. Er hatte allerlei kopiert. Aber wo er versuchte, einen eigenen Fischzug aus dem Meere des noch Ungedeuteten selber zu tun, geriet es ins Meister Teodorische, wurden es blöde Zusammenstellungen von sehr bekannten Dingen in sehr bekanntem Singen.

Einhart war gleich an dem Tage neben Grottfuß hergegangen wie ein heimlich Aufragender. Einen

Witz hatte Einhart gemacht, wie Grottfuß eintrat, aber ins Ungewisse nur. Er hatte sonst nichts geredet weiter. Er glaubte im Punkte der ersehnten Lebensverkündigung aus Grottfuß etwas wie einen spöttischen Wehmutston von Verzicht gleich heraus zu hören.

„Nun bin ich nur begierig," hatte Grottfuß gesagt, „wohin du geraten bist? ob du zum blühen bringst, was du uns immer verheißen?" lachte er ein wenig sonderlich.

„Was?" fragte Einhart.

„Ja, mein lieber Freund Selle, in den Jahren damals machten wir alle große Worte. Du suchtest immer nach der Wunderblume."

„Ja, du! Ich habe seit lange mit niemand groß davon reden können und hab also keinen Namen für die Sache mehr gebraucht. Aber den Drang, den kenne ich noch besser, wie damals. Mir ist überhaupt ganz klar geworden, worauf es ankommt. Daß es nur darauf ankommt, etwas zu malen, was nur ich malen kann, was meine eigenen, persönlichsten Sehnsuchten stillt. Freilich muß man eigene, höchst eigene Sehnsuchten wirklich haben. Ich habe sie. Ich bin jetzt dahinter gekommen," sagte Einhart mit aller Strenge.

Einhart war dahinter. Das sah Grottfuß bald, als er Einhart vor seinen Leinwanden sah. Die Malweisen allein regten Grottfuß auf. Die ganze Zeit, die er bei Einhart stand, grübelte er. Was hatte Einhart nicht alles entworfen gleich in den ersten Tagen: Tänzerinnen, eine Hochzeit zu Kana, Jesus im Tempel, die Ehebrecherin. Und alles sonderlich. Einstweilen nur gezeichnet, aber streng auf Wesen und Ereignis drängend. Wenn auch Einhart dann mit der Farbe und seinem Experimentieren in Leim und allerhand manchmal nicht weiter kam, und es mit manchem dieser Entwürfe eines Tages zu hapern anfing.

Jedesmal wenn Grottfuß bei Einhart gewesen, ging er mit zernagter Miene von dannen, weil er aus Einharts Arbeitsraum den Atem von etwas mit forttrug, das wie Blumen oder Bäume mit starkem Eigensinn aus sich aufwuchs.

Denn wo Einhart ging und stand, sann er sich jetzt in die Typen der Menschen hinein. An Ecken und Enden der Straßen und Plätze und in den Lokalen kannte er Mienen und Geberden und all die Stimmungen und Ereignisse. Sein Blick war fremdartig und sicher, weil er etwas darin jetzt besaß, was wie

Härte von Steinen ſtach. Er hatte etwas Blinzelndes und Souveränes, wenn er ſo innerlich ſuchte. Er ſah jeden Menſchen darauf an, ob er ihm zu einem Bilde dienen könnte, zu einem Jünger aus Emmaus oder zu einem Fiſcher am See oder zu Jairi Töchterlein oder gar zu dem bleichen, ſanften Gottesſohne ſelber?

Und Einhart ſaß jetzt wieder bald wirklich feſt und zeichnete und malte. Er brachte dazu eine Achtloſigkeit des Lebens, daß man einfach nicht begriff, wie es möglich war ſo auszukommen. Er rührte ſich buchſtäblich Tage und Wochen nicht aus ſeinen Wänden. Er aß ein Stück Brotrinde und trank Kaffee tagelang. Er mühte ſich. Er zeichnete mit peinlicher Sorgfalt ſeine Entwürfe und begann dann mit neuartigen Grundierungen, verſuchte allerlei Mittel der Alten und rang zu dem leuchtenſten Ausdruck in Farben durchzudringen.

Sechstes Kapitel

In einer Vorstadt unter alten, mächtigen Kastanien, die jetzt kahl standen, und die der Westwind mit nassen Flocken bestrich, lag eine Villa wie ein großer, marmorner Würfel mit weißen Fächertreppen in den Garten nieder und mit weißen Statuen oben an den Zinnen gegen den Himmel. Rings schlief ein fein gepflegter Garten, der im Sommer wie ein erlesenes Bukett erblühte, in dessen Schattengängen dann eine melancholische, sehnsüchtige, bleiche Dame wandelte, oder zwei Kinder von etwa zehn Jahren, ein blonder Knabe und ein rotbraunes Mädchen sich jagten, oder wo Fräulein Margit, die älteste Tochter des Hauses, in einer Laube, von blauen Glycinen umsponnen, manchmal saß und schrieb.

An dem hohen, eisenblumigen Gittertor, das jetzt von Naßschnee triefte und einsam lag, las man in goldnen Buchstaben den Namen: „Rehorst".

Herr Rehorst war einer der größten Fabrikanten der Stadt. Sein Vermögen galt als ungeheuer und war in diesen Jahren derart im Wachsen, daß er nichts scheute, was den Träumen seiner leidenschaftlichen und tiefsinnigen Frau irgend konnte zu Licht und Leben verhelfen.

Frau Rehorst kannte in dieser Welt keinerlei Dinge mehr, an die sich ihr Fuß hätte stoßen können. Nichts, was je ihr Auge beleidigte oder ihren Sinn verletzte, oder von dem sie auch nur von Ferne erwogen, daß es unerfüllbare Wünsche wären.

Wenn man eintrat, auch jetzt in der naßkalten Zeit, duftete die warme, teppichweiche Vorhalle nach fremden, wunderbaren Blumen. In die Dämmerung des Raumes, der von oben seitlich ringsum Licht erhielt, fielen bunte Scheine durch die blauen Lünetten der Wölbung, und die Wandflächen hielten in kühlen, blauen Tönen schimmernde Gemälde. Die Innenräume waren weit wie Säle, tief einsilbig, da und dort in Nische oder Erker mit einer Statue versehen. Der Hauptton von dem einzigen, großen Meistergemälde der Mittelwand gleich im ersten Zimmer stimmte ein in die blaßorangenen Seidenbezüge der Wandflächen, und gegen ein mächtiges Mittelfenster stand eine reiche, helle Marmorgruppe als wundersames Schattenspiel.

Man wandelte hin in Duft und Stille. Man sah auf Ecktischen einsame Blumenkelche in Vasen, und in der Ferne durch hohe Türen leuchteten von den Wänden neue Farbenakkorde mit stillen Seen

in Buschwerk, wo Liebende wandeln. Alles lud wie eine Traumstätte ein, weil aus halberschlossenen Räumen ohne rechte Begrenzung Träume einen grüßten.

Hier ging Frau Rehorst um, eine schlanke, schöne Frau, still und verhärmt, mit tausend Träumen zur Beglückung der vielen, die Gott nicht beglücken konnte, und sie war oft achtlos gegen Margit und gegen ihre beiden jüngeren Kinder.

Alle drei Kinder hingen an der Mutter außermaßen. Alle sahen sie mit Entzücken in ihren wallenden, langen Falbelkleidern herschweben in Hoheit. Alle hörten mit Hingabe den weichen Schattenklang ihrer Rede. Alle wußten, daß sie der Geist des Hauses war mit ihrer ungestillten Sehnsucht nach hohen Dingen.

Sie war großen, dunklen Gesichts, voll feiner Schmäle, langsam und sicher in ihrer beseelten Bewegung, heftig, aber ganz verhalten. Immer beschäftigt, den Wohlfahrtseinrichtungen der großen Rehorstschen Unternehmungen einen edlen Sinn und eine wahrhaft menschliche Belebung zu geben, kamen die Kinder ihr nicht immer zu passe, vornehmlich, weil in einem jeden auch der Vatergeist mit tätiger

Achtlosigkeit lebte, der im Tun ganz Freude sah, ohne immer gleich nach der Höhe und nach letzten Zielen zu fragen.

Nun in Margit ganz und gar. Margit war sehr nach dem Vater.

Deshalb hatte es Frau Rehorst auch gern gesehen, daß Grottfuß sich Margit gewählt. Denn außer ihren inbrünstig ausfüllenden, sozialen Pflichten kannte Frau Rehorst nichts Lieberes, als die Künste. Mit sehnsüchtig feiner Sammlung trat sie meist allein unter die neuen Bilder der Frühlingsausstellung und sann sich in die Seele einer Landschaft, wie in eigene, dumpfe, oder lachende Akkorde, und ermaß aufs Kennerischste Tongebung und Pinselstrich, verhaltenes Hoffen und Drängen oder rohe, kalte Erkenntnis der Dinge, die aus Farben zu ihr sprechen konnte. Sie war es gewesen, die an einem Grottfußschen Bilde, das im Frühling mit zur Schau kam, ein besonderes Gefallen gefunden, und die Grottfuß deshalb persönlich zu sehen und zu sprechen gewünscht.

Einhart war nun auch in den Bannkreis von Frau Rehorst eingetreten. Grottfuß hatte es veranlaßt. Margit hatte ihn ausdrücklich aufgefordert.

Ein paarmal äußerſt launig und luſtig, wie ſie es konnte. Und Einhart war in der ſchlichten Ärmlichkeit gekommen, die er ſelber kaum beachtete. Es war ihm alles ein ſehr neuer Eindruck. Schon das Eintreten ins Haus machte ihn zögern und um ſich blicken. Er erinnerte ſich dunkel ein ſolches Gefühl der Stille und Abgeſchiedenheit einmal empfunden zu haben, als er in eine leere Kirche hineingeſprungen, die gerade offen war, um jemandes Blicken auszuweichen. Den Diener, der das Eiſentor geöffnet hatte, hatte Einhart feierlich mit Hutabnehmen gegrüßt und war ſchüchtern, wie ein Knabe.

Und wie dann ein ganzer Kreis Menſchen unter den vielen Kronen aus Glitzern und Flammen ſchwankte, und Margit ihn zu Frau Rehorſt geführt, hatte Einhart in vollendeter Einfalt gelächelt.

Es war eine richtige, große Geſellſchaft. Grottfuß benahm ſich wie ein Herr. Grottfuß hatte ſich wie ein Weltmann in Smoking geworfen und ging im Hauſe herum, als wenn er der Gaſtgeber wäre. Frau Rehorſt behandelte ihn mit aller Beſtimmtheit als einen der Ihren. Aber ſie war mit ihren ſanften, traurigen Augen auch ſo lieb und gütig gleich zu

Einhart, daß Einhart lange bei ihr stehen blieb, obwohl er gar nichts zu sagen wußte. Er wußte in diesem Augenblick wirklich nicht sich zu bewegen. Frau Rehorst mußte es ihm sehr zutraulich selber erst angeben, daß er den jungen Leuten eine Freude machen würde, zu ihnen zurückzutreten.

Einhart tat in einiger Verlegenheit, was sie ihm geheißen. Er hatte den Ton dieser dumpfen Stimme im Ohr und lächelte zu Fräulein Margit hinüber.

„War das ihre Mutter?" sagte er ganz im Banne und behielt dann Frau Rehorst immerwährend in seinen Augen.

„Ach Gott, meine gute Mutter," sagte Margit mit einem Ton Resignation.

„Oh!" sagte Einhart nur und lächelte wieder hin.

Einhart war so einfältig und scheu, wie er seit Jahren nicht gewesen. Und so bekam er auch eine ganz eigene Empfindsamkeit. Als wenn er auf den heimlichen Zusammenklang aller derer, die allmählich hier versammelt waren, hören könnte, und es erhören könnte zu Eins. Allenthalben schwebten und schwirrten die jungen Gesichter. Es waren Freundinnen von Margit geladen. Die heiteren Köpfe der Mädchen regten sich lustig schwatzend und ab-

wehrend im Geplauder hin und her. Die Geſtalten fein in Spitzen und Seiden und Mouſſelinen und zartem Fleiſch und vollen Haarzierden leuchtend, die ſchlanken, jungen Arme in langen Handſchuhen.

Alles erſchien Einhart durchaus merkenswert. Die jungen Männer waren meiſt im Frack. Sie ſchwänzten ſehr dienſtfertig herum, noch ehe getanzt wurde. Einhart kannte einige.

Auch Profeſſor Soukoup und Meiſter Theodor kamen. Beides war Einhart ſehr unangenehm plötzlich. Er glaubte ſchließlich gar, er hätte etwas verſehen. Ein jeder würde ſich mit Leidenſchaft an früher erinnern. Von Meiſter Teodor war das anzunehmen. Beſuchen konnte Einhart den in keinem Falle. Aber daß er Profeſſor Soukoup nicht beſucht hatte, fiel ihm jetzt auf die Seele.

„Wie ein Freund iſt er zu mir geweſen," dachte Einhart, „und es iſt unverantwortlich von mir . . ."

Aber wie er dann neben Profeſſor Soukoup zu ſtehen kam, daß der ihn ſehen mußte, und neben Meiſter Teodor, war es ein gleichgültiges, fliehendes Erkennen, und nichts. Als wenn er den Herren verhallt wäre, wie ſie ihm, dachte er und lachte er.

Einhart begriff zum ersten Male, was ihm beim Gruß seines Klassenlehrers bei seiner ersten Heimkehr schon hätte in den Sinn kommen müssen, daß es eine Zutraulichkeit gibt, die die Seele zu jedem Dinge hat, also daß sie der persönlichen Seele, die sie sich gern zugute schriebe, gar nicht gegolten. Solche Zutraulichkeit hat keine Erinnerung. Die persönliche Seele, die gern nach der alten Stätte fragt, findet dort keine Spur. In Einhart ging solch stilles Sinnen vorüber, wie ein heiteres Gefühl.

Und er fand in diesem Gefühle einen Halt, daß er sich ein wenig freier unter den Anwesenden zu bewegen begann.

Man machte eine Zeitlang Musik. Eine junge Frau sang Lieder. Ein alter, beweglicher Herr mit weißem, vollen Haarschopf und mehreren Orden spielte einige verwickelte Klavierstücke. Einhart, der sich von den Tönen ganz umspinnen gelassen, hatte sich in eine Ecke gesetzt und kam sich in dem Trubel der Töne wirklich lange wie ertrunken vor. Er erwachte rein neu, als wenn er in eine sonderbare Art gegenstandsloſen Kampfes hineingefallen, darin gebannt und gerüttelt worden und nun wieder zu sich käme.

Alles war ihm neu.

Die großartigen Darbietungen rühmte er in übertriebenen Worten zu Margit. Und zu Grottfuß, der ihm gegenüber bei allem immer so tat, als wenn er diesen ganzen Hochton in den Darbietungen eitel selber hervorgebracht.

Grottfuß stand den ganzen Abend mit selbstsicherer Geste. Margit war kindlich beglückt, sinnlich und lustig. Sie wendete sich oft zu Einhart. Auch die anderen Freundinnen versuchten mit Einhart zu sprechen. Auch einige der geladenen Künstler. Alle hatten schließlich nach ihm gefragt. Er, der wie ein dürftiger Jüngling, so alt er nun schon war, in der Ecke sich hielt, und den fetten Haarsträhn in der späteren Stunde längst in der Stirn hatte, wie ein richtiger Zigeuner.

Und dessen Augen nun noch schärferblickend und suchend geworden, wenn ihn nicht eine Anrede zu einfältiger Freundlichkeit zurückrief.

Die Erscheinung von Frau Rehorst begann Einhart zu quälen und nicht loszulassen. Er überraschte sich selber viele Male am Abend, wie seine Augen ganz in der schlanken, still und bestimmt belebenden Rätselgestalt dieser Herrin ruhten und suchten.

Er hatte auch Herrn Rehorst gesehen. Herr Rehorst war fast so scheu, wie er. Ein kleiner Mann mit einfacher Rede. Ein ganz schlichter Mensch, der in die Räume voll Bilder, Duft, Statuen, Mädchen- und Künstlerköpfen, in den Rausch und Zusammenklang der Künste schüchtern eintrat und sich zurückhaltend bewegte. Von ihm hörte er keinen Grundton ausgehen. „Dieser Herr wird draußen in seinen lärmenden Werken unter seinen tausend Arbeitsmännern ein sicherer Brot- und Ordnunggeber sein, und hier weiß er nichts zu tun, als sich nicht zu fühlen," so dachte es Einhart.

Aber wie ein starker, voller Akkord klang ihm allmählig durch alles durch diese seltsame, melancholisch bleiche, dunkle, hoheitsvolle Frau, die in dem Durchfluten und Durchbluten der Räume und der Menschen mit Zutraulichkeit zueinander den Sinn und Atem zu geben schien, also daß es Einhart fast jetzt mit Zwange dünkte, als wenn heimlich nur von ihr das Leben, Lachen, Bewegen und Umwirbeln, aber auch ein geheimes Wehen von Nichtigem und von Trauer und vom Verhall und Verfall und Nichtsein der Dinge in aller Augenglanz ausginge.

Einhart war jetzt angefüllt mit fast schmerzhafter

Gier, nur Frau Rehorst zuzusehen und zuzuhorchen, ganz nur von ferne, und ohne daß es jemand bemerken konnte, weil er jedem Zuspruch immer mit kindlichem Lächeln begegnete.

Wie Einhart auf dem Heimwege mit Grottfuß ging, und der immer nur in die Sterne schwärmte nach Margit, weil er auch genug Bowle hinuntergegossen, redete Einhart dunkles Gerede von Schicksalsfrauen, die ein Leben geben und Lebensfäden in Paradiese spinnen, und die auch Lebensfäden abschneiden.

Siebentes Kapitel

Der Wind blies eine Hufche Schnee eiskalt zum Fenſter herein, als Einhart in ſein Atelier trat, wo hinter einem Wandſchirm ſein Bett ſtand. Die Aufwärterin hatte es aus Vergeßlichkeit offen gelaſſen. Obwohl Einhart es im Unwillen zuwarf und die Gardinenlumpen noch zu Seiten einklemmte, war die Luft nicht zu atmen, und der Dampf ging aus ſeinem Munde wie den Stieren des Jaſon der Feueratem.

Einhart war in einer ihm fremden Erregung. Der ganze Abend bei Rehorſts ging ihm im Blute um. Die Lieder, die er gehört, kamen in Fetzen wieder und leierten ſich ab. Er ertappte ſich immer auf einer Melodie, die er ſich dann erinnerte, ewig im Geiſte geſummt zu haben. Und fortwährend ſah er Geſichter huſchen. Wen nicht alles? Er hatte ſich eine Zigarette angebrannt und das kleine Kerzenflämmchen flackerte im einſamen Dunkelraume und beleuchtete ſchemenhaft einige Lackflaſchen und die Dachſparren und den Fenſterſchlitz. Einhart hatte ſich in Hut und Mantel, wie er war, in einen Stuhl geworfen und ſann dem Abend bei Rehorſts nach, indeſſen in neckiſchen Prozeſſionen bald das,

bald jenes, bunt oder wie aussetzende Weisen, deren Takt allein übrig bleibt, in ihm hineilten. Es war ein Spiel der inneren Traumgeberden, müde und übermäßig erregt, wie ihn die guten Speisen und der feine Wein, und zum Schluß viele Tassen des in kleinen Schalen präsentierten Kaffees zurückgelassen.

Einhart war bleich im Gesicht, und die Augen lagen glänzend und groß und wie geisterhaft erfüllt in den mageren, fast geschwundenen Zügen. Die Kälte des Dachraumes war so arg, daß die Balken knackten und Einharts Sinnen ein paarmal zerrissen.

Aber Einhart konnte nicht von der Stelle. Er mochte keine Hand rühren. Er war wie gelähmt. Das war ganz Einhart. Er trug seine ganze Seele und sein lächerliches Sein und Wesen jetzt wie auf einer heimlichen Tafel vor sich hin.

Da kamen Einhart Selle und Grottfuß gerade ins Haus. „Diese beiden komischen Knaben," dachte Einhart und sah sie eben im Hausflur bei Rehorsts vom Diener bedient. Und er hörte gar nicht auf zu knicksen, dieser ergebene Herr Einhart, der sogar vor einem Diener fortwährend seinen Hut bis auf die Erde riß ... wie ein Hampelmann.

Wie ein Narrenſpiel taumelte und hüpfte er vor ſich ſelber.

Er lachte in ſich ſo heftig, bis faſt zum Weinen, und konnte ſich gar nicht zur Ruhe bringen. Er hätte am liebſten vor Unbehagen plötzlich um ſich geſchlagen. Da beſann er ſich, weil eine unerhörte Stille im Raume herrſchte, und ſeine Gedanken bekamen eine andere Richtung.

Eine heiße Welle ging in ihm vom Herzen aus. Sein Geſicht begann zu glühen. Er ſaß mit geſchloſſenen Augen jetzt. Er hatte die ganze Welt um ſich vergeſſen, obwohl er wach war, und neue Erinnerungen in ſeinem Kopfe ihr Weſen trieben. Das, was ihn jetzt anwandelte, gewann für ihn ſelbſt keine Klarheit. Es war eine hohe Dame zu ihm getreten. Er mußte ewig hinlauſchen. Der Mund dieſer Dame war feinbogig mit einem kleinen Spitzchen, und die Oberlippe war wie ein Flaum. Dieſer Mund däuchte ihm zart, wie ein Blatt. Auf dieſen Mund mußte er fortwährend hinſtarren. Es gingen Worte und ging ſanftes Zutrauen aus dieſem Munde. Aber es kamen gar keine Töne. Er hungerte faſt. Es quälte ihn. Der ganze, ſchöne, volle Kopf ſchwamm allein wie in einer fernen

Welt. Der Kopf sah traurig aus. Er hatte etwas Erhabenes. Dunkle Scheitel umhingen ihn. Dunkle Agraffen lagen auf den Scheiteln. Es hingen Perlen über den Agraffen und blitzende Tropfen. Und auch die Augen schienen Tränen zu weinen, die blinkten. Ganze Kettchen Tränen oder Perlen hingen irgendwo. Der Kopf war ihm, wie das Gesicht auf dem Schweißtüchlein der heiligen Veronika. Die Augen sahen ihn mit einer Frage an. Wie ein Dolchstoß ein Strahl daraus.

Und Einharts Seele lag offen wie in Blut und Flammen. Er empfand ein seltsames Gefühl, als wenn seine Pulse jagten und jagten. Der Kopf im Raume ragte immer kleiner und immer ferner. Wie eine ferne, süße Weise schien er hinzuschweben. Wie eine nie erhörte Sehnsucht schien er zu rufen. Und Einharts Herz lag wie ein Blutschwall, den er empfand, als wäre er von einem Dolche getroffen, und das Leben ginge aus.

Einhart fühlte jetzt deutlicher, daß das Herz ihm in sinnloser Unruhe pochte bis in Hals und Hirn.

Aber er konnte sich gar nicht ermannen.

Es geriet immer sinnloser. Die Traumgrimassen

ſpielten toller und toller. Wie im Jagen kamen ganze Reihen Männer und Weiber. Grottfuß im Frack und mit dem Zylinder im Nacken im Ringelreigen mit Margit. Die Schöße flogen. Die Hände verſchlangen ſich. Alle nickten und warfen die Beine wie eine Bachantenſchar, Frau Rehorſt umraſend, die wie ratlos in der Mitte ſtand: in langen, fließenden Gewändern prieſterlich opfernd.

Und Flammen ſchlugen empor und ſchlugen empor, immer höher und immer raſender umtollt. Meiſter Teodor lachte und ſchrie in die Welt mit großem, offenen Munde. Und Meiſter Soukoup ſchrie in die Welt. Die Münder waren Höhlen geworden. Die Flammen erfüllten alles. Die Menſchen waren in Rauch und Flammen. In der Ferne ſchwand, wie eine Seele hinter Flammen und lohenden Bränden, die weiße, ſtille Prieſterin und lächelte zu Einhart und lächelte und regte die ſanfte Hand mit zärtlicher Geberde. Und ging dann hin in Rauch und Nebel, ſauſend, ſtumm — leiſe — ſchwebend — einzig-fern — ahnend — wie Flammen ſingen — ſchmerzlich — zerwehend die Jagd und den Wirbel, der gegenſtandslos wurde. Daß nur eine quälende, nagende

Empfindung wie ein brennender Durst Einhart endlich aus seinen Träumen auftrieb.

Er nahm die Lippen zusammen. Er nahm die Mantelfalten zusammen. Er öffnete endlich die Augen. Er sah, daß der Morgen zum Fenster hereinschien, blaudunkel und kalt. Daß der Himmel sich gelichtet. Da besann er sich, trank Wasser aus dem Waschkrug, der halbvoll am Boden stand und suchte nach Holzspänen, um Feuer im Eisenofen anzuzünden. Dann brannte es und krachte es bald. Die Nacht war mit ihrem sinnlosen Gespensterreigen im Nüchternen ertrunken. Einhart ging ohne sich zu besinnen an seine Arbeit.

Achtes Kapitel

Einhart hatte sich tagelang eingeschlossen und allen Versuchen, an seiner Tür zu rütteln und Einlaß zu gewinnen, hatte er ein unaufweckbares Schweigen entgegengesetzt, daß es ihm gelungen war, leidenschaftlich in die Arbeit zu versinken. Auch Grottfuß hatte vor Einharts Tür gestanden. Aber gerade Grottfuß wäre er am wenigsten geneigt gewesen, Einlaß zu gewähren. Auch wenn er mit Margit gekommen. Einhart hatte sich hinter seiner Tür nicht geregt. Er hatte nicht daran gedacht, zu öffnen. Grottfuß hatte schließlich mit ein paar sinnlos derben Schlägen an die Täfelung der Tür geschlagen und war mit Flüchen die Treppe hinuntergegangen, im Zorn die Beine nicht hebend und recht achtlos hinabpolternd.

Einhart stand und malte. Er hatte die Tafeln zur heiligen Geschichte einfach an dem Morgen nach der Gesellschaft bei Rehorsts beiseite geschoben. Ihn beherrschten jetzt andere Dinge. Der Abend hatte ihn in einer unbestimmten Aufregung zurückgelassen. Die Aufregung war noch nach Tagen nicht gewichen. Er hatte gleich am Morgen Skizzen zu einem großen Bilde zu machen versucht.

Wie in allem bei Einhart, lief Traum und Wirklichkeit zusammen im Werke. Und seltsam auch, daß sich die Träume, die sich in langen Verwebungen immer um irgendein Frauenbild gesponnen gleich in der ersten Nacht, sich in den Nächten nach der Arbeit in allerlei sinnlosen Varianten wiederholten. Es war Einhart klar geworden, daß es immer Frau Rehorst war. Etwas wie die freie, schwermütige, edle Hüterin im Reigen stand überall auch in seinen Skizzen auf. Wachen und Traum ging durchaus ineinander.

In Einhart waren auch allerlei Gefühle wie Peinigungen aufgewacht. Das war, weil er nie im Leben bisher in solche festliche Schönheit eingetreten, wie sie ihn bei Rehorsts umgeben. Auch nie unter eine solche Fülle eigentümlicher Unterschiede und Gegensätze der Menschen. Er mußte aus der widerstreitenden, chaotischen Menge, die man eine Gesellschaft hieß, den Faden finden, um endlich wieder zu sich zu kommen. So malte er.

Und er hatte nach seinen Skizzen eine große Tafel gleich begonnen. Es wäre ihm einfach wie der Tod seiner Ideen erschienen, wenn jetzt ein profanes Auge Aufklärung über das verlangt, was

auf seine Leinwand kam. Der Gedanke, daß er auch nur einem dieser Köpfe sollte ein Etikette ankleben, war ihm wie ein Schmerz. Aber seltsamer noch, wie Einhart beim Malen erst sozusagen hinter das Leben kam, was sich dort im reichen Hause und unter all den gleichgültigen oder jungheiteren Menschen abgespielt.

Da begriff er immer neu, daß man über das Leben viel träumen müsse, um es ganz zu umfassen und aufzusaugen. Da ging es wie eine Ahnung in ihm, daß Träume oft das Licht der Tiefe sind, das sich sanft scheinend über Dinge und Taten breitet, wie Deutungen, wenn die Anspannungen und Vergewaltigungen der Notdurft und der Oberfläche schweigen, die wie ein irrer Wind nur zu leicht die Leuchte wahrer Erkennung verlöschen.

Da kamen auf die Tafel nun aller Augen mit einem Sonderglanze aus dieser Erkennung. Jedem Kopfe wußte er seine Laune und heimliche Leidenschaft einzuhauchen, die ihn in dieser buntbeflitterten Festmenge gebunden hielt. Auf jeder Lippe schwebte wie ein Lässiges oder Verächtliches oder ein Neidwort oder ein Wort der Sehnsucht. Auf jeder Gebärde lag eine Müdigkeit oder ein Sichhinweg-

heben. Oder man erkannte auch unter den Jungen, wie sie einander heimlich mit ihren Armen suchten, als wenn sie sich entgegenwüchsen in jugendlichen Begehrungen.

Und manche auch, die zuhörten, ohne daß das Fest ihre Seele erhellte, nur dabei wie von der Straße geladen, Leute, die kein festlich Gewand der Seele kannten. Und solche, die Feste nicht begreifen, als nur von ferne, wie einen schönen Vorklang, der einmal ein wahres Fest einleiten könnte. Weshalb sie jetzt den einsamen Klang nur voller erlauschen möchten mit ungläubigen Augen.

Inmitten all dieser standen ihre Augen und stand ihre Sehnsucht und Trauer.

Ihre Augen waren wie eine große, einzige Melodie über den durcheinanderirrenden Gestalten und Launen, die rings im Festkleide hinwallten. Diese einzige Melodie einte das ganze große Bild, das nun von Einharts Pinselstrichen aufwachte.

Und aus der Menge dieser Gestalten und Launen blickte er selber, Einhart Selle, hin nach jener, die seine Tage und Nächte jetzt in eine heiße Kunstbegierde erweckte, daß er nicht Ruhe fand.

Er hatte Tage gemalt und hatte weder recht ge-

geſſen, noch getrunken. Außer Kaffee, und was er an Reſten noch in ſeinem Schube gefunden. Er ſah bleich und von heiterer Haſt verzehrt aus mitten in ſolcher Leidenſchaft des Tuns und der gänzlichen Verſunkenheit.

Eines Tages wurden Tritte draußen auf der Treppe hörbar, die ihm unbekannt ſchienen. Was er ſonſt nie tat, daß er den Pinſel beiſeite legte, und wie in einer unbeſtimmten Empfindung von Klarheit lauſchend an die Tür trat, das tat er jetzt. Draußen ſtand jemand, der ſich nicht bekannt hier zu fühlen ſchien. Die Bewegungen draußen ſchienen unentſchloſſen. Jemand las erſt die Karten, die an einigen Türen der Bodenräume prangten, ehe er an Einharts Tür ſich regte.

Einhart erwachte gleich.

Es kam ihm jetzt auch gleich ſo vor, als wenn er dieſe ganzen Tage nur darauf gewartet. Der wahnwitzigſte Gedanke. Es kam ihm ſo vor, als wenn er überhaupt nur um dieſes Beſuches willen ſeine Bilder gemalt. Er lauſchte. Er hörte jetzt beſtimmt, daß Frauenkleider rauſchten und an ſeiner Tür ſtrichen. Er dachte auch gar nicht daran, irgendetwas von ſeinen Malereien und Skizzen bei-

seite zu bringen. Auch nicht daran, etwa ewig hinter der Tür zu stehen, zu schweigen und sich zu verleugnen. Eine wahre Freude, wie in einem Kinde, ging in Einhart. Es kam ihm plötzlich wie eine Erfüllung vor. Als wenn ihm irgendwo ein Weihnachtsglück angezündet. Die Augen Einharts hatten hinter der Tür schon sein zärtlichstes Lächeln. Weil er jetzt auch die Stimme noch hörte. „Also! gut!" sagte er vor sich hin, als er gar nicht Zeit ließ, um nur gleich weit aufzutun. So daß Frau Rehorst endlich vor ihm stand.

Wer Einhart kannte, mußte wissen, daß er jetzt wie ein sanftes Kind sein würde. Er nahm Frau Rehorst richtig an der Hand und führte sie in seinen Arbeitsraum. Frau Rehorst sagte nicht viel mehr, als einen Gruß mit Lächeln und mit hastigem Atem noch, weil Einhart hoch wohnte. Sie sah wie eine große Dame aus. Das Gesicht hatte dieselbe welke Trauer, die unter dem Lächeln sehr lieblich dünkte. Der große Hut war ähnlich denen, wie er sie von den Schwestern daheim noch im Sinne hatte. Aber er machte sich jetzt gar nicht lustig.

„Ich habe hier einmal ein Gruppenbild versucht," sagte er hastig.

„Oh ja," sagte Frau Rehorst und ließ sich auf den einzigen Stuhl nieder, der im ärmlichen Raume stand.

„Es ist eine Tollheit, die mir durch den Sinn fuhr. Sonst malte ich immer nur jetzt aus der heiligen Geschichte. Aber mich dünkt aus dem Füllhorn der Zeit — — —" sagte er etwas gedunsen.

Frau Rehorst sah alles sehr genau.

„Ich wollte Sie einmal wieder sehen, und sehen, wie es in Ihrem Herzen aussieht," sagte Frau Rehorst, mit den Augen auf dem Bilde.

Aber sie war dann doch ein wenig still. Daß beide lange auf die Tafel sahen.

Frau Rehorst trug einen grauen, vollen Pelz in schlanker Façon. Sie saß auf dem Stuhle in der Mitte des Ateliers, dem großen Bilde gegenüber. Sie hatte ihren Hut abgelegt und saß mit den vollen Scheiteln und dem sanften, langen Oval ihrer bleichen Züge. Ihre Augen schwammen.

Einhart geriet derart ins Bodenlose, als er sie im Spiegel angesehen, daß er fast nicht fühlte, wie Minuten hinrasten. Auch Frau Rehorst war in einer seltsamen Dämmerempfindung.

„Sie müssen nicht denken, daß ich erschrecke," sagte sie nur.

Sie war durch den Anblick nicht ruhiger geworden. Sie erkannte sich sehr genau und sah in dem Bilde eine ganz eigentümliche Erklärung, wie aus einem tieferen Leben genommen. Und eine rechte Verklärung. Einhart versuchte einiges dazu zu sagen. Alles geriet nur wenig. Aber Frau Rehorst begann sich aufzurichten, warf ihre Stummheit ab, sah Einhart lange bestimmt und freundlich an und sagte: „Es ist zu viel Hoheit drin. In mir sieht ein wenig anders aus, was Ihnen so scheinen mag," sagte sie.

„Es kommt mir so vor, als wenn Sie mir vielerlei Dinge zu sagen hätten. Vielerlei Dinge aus meiner Welt und aus Ihrer."

„Dünkt es Sie so?" sagte Einhart beglückt lächelnd.

„Ja, nämlich lachen Sie nur nicht! Aber alle Dinge sind so stumm, und nur ein Deuter kann sie zum Reden zwingen," sagte Frau Rehorst, in den Anblick des Bildes neu versunken.

„Dann kann es manchmal eine wundervolle Melodie sein, das Leben," sagte Einhart, in-

des er Frau Rehorst verstohlen von der Seite ansah.

„Und es gibt Menschen, die brauchen nur da zu sein, da sieht man mit ihren Augen und hört mit ihren Ohren," sagte Frau Rehorst und sah Einhart mit ein wenig Schwermut an, vollendete nicht und sah auf die Skizzen, die Einhart aus Ecken und Winkeln nun vor sie trug, und dann und wann immer wieder auf das große Bild zurück.

So waren sie lange stumm, Zeichnungen und Entwürfe betrachtend, dann und wann einmal mit dem Finger hinweisend und dazu lächelnd, oder, wie es Frau Rehorst tat, ein flüchtiges Urteilswort hinmurmelnd.

„Seit Sie bei uns waren," sagte sie endlich. Aber sie vollendete wieder nicht. Sie lachte Einhart jetzt nur freundlich an. Danach nahm sie ihren Hut, den sie sich sorgfältig vor dem Spiegel auf ihr volles Scheitelhaar steckte, und sagte dabei in ganz anderem Tone:

„Ja, ja! darüber können wir dann reden, wenn wir einmal vertrauter geworden sind und uns die Worte, die ein jeder redet, noch deutlicher und

persönlicher auf uns selber hinweisen. Einstweilen genügt, daß Sie es wissen."

„Was wissen?" fragte Einhart, „meine verehrte Frau Rehorst?" Einhart war fast wie eingeschüchtert vor ihr.

„Nun nichts, als daß ich Sie oft bei uns erwarte."

Einhart machte ein glückliches Gesicht.

„Kommen Sie in der Dämmerung, wenn Sie nicht malen können. Kommen Sie, wenn es Ihnen paßt, Herr Selle!" — — — „Herr Einhart Selle!" — — — „Herr Einhart Selle" sagte sie noch einmal vor sich hin, als wenn sie den Namen schmecken wollte.

„Ich habe eben erst Ihren Vornamen gelesen. Also muß ich ihn mir zweimal sagen," redete sie launig.

„Was für eine sehr, sehr feine Anschauung, und ist doch gar nicht unrichtig gesehen. Also aus unsrer Gesellschaft brachten Sie das mit heim?" sagte sie noch einmal sinnend auf das Bild gewandt. „Und hatten also eine Erinnerung. Wie schön mir das däucht!" sagte sie hastig. „Also Sie kommen, Herr Einhart Selle! nicht?"

Einhart war ganz müde plötzlich, wie sie draußen seine Hand genommen in ihre weiche, weiße Hand, die noch ohne Handschuh war, und er dann diese zarte Hand heiß in der seinen gefühlt und sie geküßt hatte, was er noch nie im Leben getan.

Neuntes Kapitel

Frau Rehorst lebte ein Leben voll Entsagung. Das kam, weil sie eine Jugend voller Träume in großem Reichtum genossen, und nun die Dinge um und um, über die sie Macht hatte, sich nicht tiefer enthüllen wollten, als bis zu ihren herkömmlichen Zwecken.

Und dann kam es daher, daß sie jung war, und daß ihre Kinder, insonderheit Margit, sie vor sich selber alt machten, weil sie mit völlig eigenen Begehrungen herangewachsen waren, und das Gefühl ihrer Mütterlichkeit immer mehr zu Würde und Bürde erhoben.

Aber noch mehr: Frau Rehorst hatte lange im Leben nur so hingelebt, Erfüllungen hingenommen, und Preise des Lebens genossen, und nirgends war doch bisher ein Sieg und ein Erringen aus der Fülle und Tiefe gewesen, nirgend auch aus der eigenen Seele die Feuerflut der wahren Beglückung hervorgebrochen. Nirgend. Denn weder als Jungkind, noch wie sie ihres Mannes Geliebte gewesen, hatten sich die Wunder des Lebens ihrem Auge aufgetan. Liebe war ein Rätsel geblieben. Die Kinder, die diesem Rätsel entreiften, sah sie mit der pflegenden Sucht der

faſt leidenden Mutter zu Menſchen werden oder in Margit ſchon geworden, die von der Mutter Lebensträumen gar nichts wußten.

Alles umgab ſie, daß ihr Fuß ſich nie an einen Stein ſtoße.

Herr Rehorſt war Güte und Rückſicht und liebte die raſtloſen Taten ihrer Fürſorge. Er empfand, als wenn ſein Reichtum erſt in ihr einen Sinn gewonnen. Als wenn die großen Werke ſeiner Unternehmungen erſt gewiſſermaßen unter ihren Händen die einzige, wahre Blüte trieben, jene große, menſchliche Wohltätigkeit, die die Unzahl Menſchenſeelen liebend und pflegend einte, deren Leiber man in dem raſtloſen Tun der Maſchinen nicht ruhen ließ. Herr Rehorſt konnte nicht die ſchlanke Erſcheinung Frau Rehorſts und ihre ſanfte, ſchwermutsvolle Stimme oder ihren verſunkenen Trauerblick bemerken, ohne nicht heimlich wie eine Weihe zu fühlen über ſein Tun. Und er ging durch ſeine Arbeiterhäuſer und die Badeanſtalten und Unterhaltungs- und Leſeräume nicht anders, als daß er den Genius der Liebe pries, der hier zu inniger Menſchlichkeit zuſammenband, was die Induſtrie ohne Acht auf das hohe Geſetz des perſönlichen Lebens in tauſend kleinliche Erniedrigungen zerriß.

Herr Rehorst war in dem Sinne geradezu ein Schüler dieser Frau.

Er sagte viele Male, daß, wenn die Industrie auch unsäglich unbarmherzig vorwärts ginge, sie eben nur mit solcher Grausamkeit ihr Werk erzwänge, daß in den Wohlfahrtseinrichtungen die ersten Knospenkeime sozialer Menschlichkeit aufblühten. Diese Einrichtungen für den Menschen im Arbeiter wären der ganze Sinn.

Frau Rehorst hatte das gleich gesagt, wie sie in die Ehe getreten. Und hatte Mittel genug gefunden, darnach zu tun. Mitleiden und Güte kann auch die Trauer ausströmen. Frau Rehorst hatte sie ausgeströmt nach allen Seiten. In den Fabrikhöfen sah man in ihr eine Trösterin des Leidens. Sie kam, wo auf der ärmlichen Schwelle nur noch Engel helfen konnten. Aber die sanfte Anbetung und der Kuß auf den Saum ihres Kleides machte sie für sich manchmal nach den heimlichen Geschenken des eigenen Lebens weinen. In den langen Jahren rastlosen Tuns war das nicht seltener geworden. Und Herr Rehorst hatte nicht trösten können, als nur mit mehr Darreichungen zu neuem Liebeswerk. Und die Kinder lebten und lachten, und wußten

nicht groß, warum in Mutters Gesicht sich ein stiller, hoheitsvoller Gram zeichnete.

Im Grunde war jetzt Frau Rehorst völlig ruhelos. Auch die Künste hatte sie immer gesucht. Aber recht eigentlich können auch Künste nur der Seele eine wahre Lebensflamme sein, deren eigene, heiße Flamme sie lodern machen. Die Künste sind auch nur ein Ding draußen, das seinen Zauber in der eigenen Tiefe erweisen muß. Und niemand hatte noch zu hoher, heller Flamme die Brände dieser einsamen, verschlossenen, tätigen Frau angeschlagen. Das war es auch, warum Frau Rehorst in ihren weiten, durchdufteten, der stummen Schönheit geweihten Räumen immer stand, wie eine, die es sehnsüchtig erlauschen möchte, die eigentliche Herrin der reichen, äußeren Dinge, die ihr dienten, und die sie nur achtlos wie tote Dinge empfand.

Das war es, daß sie in dem Rehorstschen Hause über der heiteren Lust der Jungen wie eine stille Hoheit thronte ohne Absicht, wie ein Rätsel, wie eine ewige Erwartung, wie eine weite, grenzenlose Seele, in der alles gesellige, volle Treiben in eine heimliche Klage und einen wesenlosen Ruf verhallte.

Aber auch die Seele, die krank an der Äußerlichkeit des Lebens, sich das Wesenhafte aller Dinge, auch des Dinges, das sie selber ist, erhören und erschauen will, hat eine heimliche Macht. Wer könnte das Mysterium begreifen, worum auch Einhart jetzt seine Träume gesponnen?

Frau Rehorst fand zum ersten Male in Einharts Augen und Bilde ein Lied ihrer Seele. Wer Frau Rehorst hätte sehen können, als sie aus Einharts Atelier und dann aus dem Hause auf die Straße trat, hätte am Gange und an der Haltung allein erkennen müssen, daß sie dieses Lied zum ersten Male im Ohre hatte. Sie summte eine glückliche Melodie auf ihren feinen Lippen. Ihre Augen unter schwermutsvollen, langen Lidern mit dem reichen Dunkelsaume lagen lachend, ohne daß sie es wußte. Sie hatte den Kutscher sofort angewiesen, heimzufahren, weil sie Lust hatte, allein in den Straßen zu wandern, und war dann auf Umwegen erst heimgelaufen.

Und es war eine große Freude in Rehorsts Hause gewesen. Tage noch immer tat Frau Rehorst alle ihre Arbeiten und Verfügungen mit einer ihr fremden Heiterkeit, als wenn eine Last von ihr genommen.

Sie ließ ihre Schneiderin kommen, und ordnete seltsame Jugendlichkeiten an ihren neuen Kostümen an.

„Wir werden einen Fastnachtsball im Hause arrangieren," sagte sie schon vor Weihnacht lachend zu Margit, die über Mutter wahrhaft ausgelassen war.

„Nun, einer Braut zu Liebe muß ich wohl eine festliche Seele haben," sagte Frau Rehorst.

Herr Rehorst lachte immer, wenn Frau Rehorst es tun konnte. Wie er gleich ernst war, und heimlich die Kinder mahnte, wenn Mama in stillen Schmerzen saß. Jetzt kam er und preßte die Hand seines Weibes mit lachender Inbrunst. Eine volle Verwandlung war im Hause, ohne daß es jemand hätte sagen können, in welcher Region Leben da plötzlich ein neuer Quell ergraben.

Und Grottfuß genoß es mit. Ihm lag Lebenslust. Den Harm spottete er schon früher weg. „Es lohnt sich nicht," sagte er damals. Jetzt hatte er keinen Grund mehr dazu, weil es ihm nur zu wohl ging. Jetzt war er ein noch vornehmerer Herr geworden, und wußte alles im voraus, was sonst der Harm erhärmen will. Und Margit war in dem Alter der frischen Sinne und hatte die

nüchternen Triebe des Vaters geerbt, jung und voll Anmut, wie sie war. Sie genoß jetzt das Glück der heimlichen, brünstigen Küsse, und däuchte sich ewig mit einem Blumenkranze geschmückt und als das Sonntagskind im Hause, das die reine Lust hereingetragen.

Alles war in der Tat im schönen Marmorhause, das sonst unter Frau Rehorsts Wesen, wie eine Frühlingswiese unter einer Regenwolke stand, heller geworden. Und Frau Rehorst konnte manchmal jetzt in ihrem Wintergarten heimlich in einen Blumenkelch hineinstarren und glücklich lachen.

Zehntes Kapitel.

Einhart war unglaublich neugierig auf seine Zustände, auch wenn es Schmerzen waren, oder er sie sich nicht gleich zu deuten wußte. Und er ging allem, was ihn angriff, mit Leidenschaft nach. Zumal wenn, wie es oft war, seine Malweisen ihn ins Stocken brachten, weil er in gewissen Stadien zu experimentieren begann und dann seinen Wünschen von Duft und Vision nicht endgültig nahe kam.

Einhart ging jetzt oft zu Frau Rehorst und war im Hause bald so vertraut, wie Grottfuß. Er mußte jedesmal lachen, wenn er die Diener nun schon mit ganzer Gleichgültigkeit grüßte, ein wenig von oben. Und wenn er Frau Rehorst die Hand küßte, genau wie ein Kavalier. Auch darüber, daß er jetzt in einem Gehrock ging, den er sich einfach aus Zwang hatte anschaffen müssen, weil Grottfuß ausdrücklich dazu ihm einiges Geld gegeben hatte. Auch hatte ihm Frau Rehorst eins seiner Bilder abgekauft.

Und Einhart kam sich manchmal garnicht, wie er selber vor, wenn er in lässiger Lümmelei auf einem Lehnstuhl in Frau Rehorsts Boudoir saß, wohin man ihn jedesmal führte, auch wenn Frau Rehorst zufällig noch nicht daheim war.

Frau Rehorſt war in Einharts Geſellſchaft jetzt ganz ruhig. Dieſer eigene, dunkle Zigeuner, wie er war — ein rechter Jungmann geworden, mit ſanftem Haarflaum auf der feinen Lippe, das gelbgraue, ſchmale Geſicht geiſtig erfüllt im Sinnen, mit den ſchmächtigen, aber ſanft bewegten Gliedern — brachte Frau Rehorſt wie in eine Stillung, ſolange ſie ihn auch nur in ihrem Hauſe und in ihrem Zimmer wußte.

Und wenn ſie daheim war, konnte ſie jetzt ſcheinbar ganz achtlos mit ihm lachen und plaudern.

Einharts Meinungen gingen in ſie ein wie Gleichniſſe, die mancherlei Dingen einen eigenen Sinn verliehen. „Einhart" nannte ſie ihn immer, wenn ſie allein waren, mit lachender Zärtlichkeit. Und „Herr Einhart Selle" war es, wenn es ſich um Menſchen ſonſt handelte, die mit dabei waren.

Frau Rehorſt tat bald faſt nichts mehr, wenn es nicht Einhart gut geheißen. Sie konnte faſt gar nichts mehr denken, wenn ſie ſich nicht Einharts ſcharfe Dunkelblicke dazu gedacht. Und ſein Lächeln über Ärgerniſſe brachte ſie ſofort über jeden Groll.

Wenn ſie allein beieinander am Kaminfeuer ſaßen und plauderten, ſahen ſie ſich oft in die Augen.

Und Frau Rehorst war in seiner kindlichen Ausdrucksweise wie gefangen, ging dann auf und ab mit Einhart, indem sie achtlos die Fugen der Diele mit ihren Schritten einhielten, beide, und so eine Art Parade machten, unterdessen das Lachen über die früheren Zustände, in denen Einhart zum ersten Male jetzt sich vor ihr besann, gelebt zu haben, sie innerlich voll erfüllte.

Einhart hatte dann eine heitere Sicherheit, viel männliches Rückblicken ging aus ihm. In der Nähe dieser hohen, losen, jetzt ebenso kindlich gestillten Frau begannen sich in ihm Meinungen und Überzeugungen zu kristallisieren, über die er selbst sich wunderte. Daß in ihm das Gefühl aufwuchs, eine Kraft zu gewinnen und seinem Verlangen einen klaren und starken Ausdruck. Nie noch hatte er im Leben mit jemand so heiter und so überlegen, so ins Große vorgewendet in Laune, und so ohne Acht der Unterschiede geredet.

Es ging auch manches Schalkswort in Frau Rehorst über, wie ein Funke. Es war eine richtige Ausgelassenheit. Einhart hatte wie eine Haut der Schüchternheit noch vollends abgestreift und war in diesen Stunden ein kräftig Lachender geworden, der

sich hoch hielt. Frau Rehorst hing mit großen Blicken an ihm und an dem Erdigwarhaftigen seiner ganzen Erschauung, das nirgend mit aalglatten Worten kam, das nur Sachen und Erlebnisse stammelte, stammelte mit der ganzen echten Sinnenkraft, die beglücken kann aus jedem Dinge.

Einhart hatte Frau Rehorst die Hand geküßt jedesmal, wenn er gegangen. Aber er zog die Hand jetzt zu sich empor, so sanft gab sie sie ihm und streckte sie seinen Lippen entgegen. Und je öfter sich die Abende wiederholten, desto inniger war eine Kameradschaft zwischen Einhart und Frau Rehorst erwachsen.

Elftes Kapitel

Es war um die Weihnachtszeit. Und Einhart hatte sich oben in seinem Atelier im Bodenraum lange abgemüht. Denn seine Ideen waren jetzt ins Große gewachsen. Und seine Zerfahrenheit infolge aller möglichen Vergnügungen und Inanspruchnahmen auch. Er hatte sich nun zum vierten Male entschlossen, das große Bild, was er Reigen nennen wollte, beiseite zu stellen, und noch einmal völlig neu, wie aus ganz freiem, neuem Schauen einzusetzen.

Im Atelier kroch die Dämmerung aus der Vorhangsfalte, und draußen lag ein grauschmutziger Luftton über viel Weihnachtsgefunkel in den Straßen. Einhart war ziemlich müde vom Abend vorher in Rehorsts Hause. Er war lange in allerlei flüchtigem, zerrissenem Treiben seiner inneren Gesichte gefangen auf dem Bettrand sitzen geblieben, unterdessen das Feuer im Eisenofen auf die in Dunkel einsinkende Stube ein lebendiges Farbenzucken malte und vernehmlich dazu seine Deutungen hinplauderte.

Da war ihm auf einmal, als wenn sein Zimmer in hellen Flammen stünde und er von einem tollen

Spiel züngelnder Lohe umgeben dasäße, oder auch schon schwebte wie in Flammen und Feuergarben. Und als wenn er in ganz ungebundener Uebertreibung diese Gewalten aus sich selber herausgerufen, war er dem Himmelan dieses geistwehen Treibens mit versunkener Haltung derart hingegeben, daß er selber an Haaren und Fingern und an allen Kleidern Flammenzungen mit sich emportrug.

Es war nur ein Augenblick.

Er erwachte gleich. Er sah, daß in der Tat auf dem Stuhle neben ihm ein Tuch lichterloh brannte. Und er sprang auch sofort auf, um den Brand noch rechtzeitig zu löschen. Sein Herz schlug ihm. Er war sehr erschrocken. Und er untersuchte noch einmal aufs genaueste alles, ehe er sich zum Ausgehen plötzlich entschloß.

Aber auch wie er draußen auf der Straße, im Zuge der vielen Menschen, im Scheine der Weihnachtserstrahlungen in den Straßen ging, war er nicht ruhig geworden. Es war durchaus seine Weise, daß er sich noch immer wie an Ecken und Enden entzündet vorkam und ein paarmal in sich zurückkehrte mit dem Gefühl des Wunderbaren dieses Emporbrennens der Dinge.

Dann schien ihm das Feuer nur noch ein Spiel zu geben.

Das Feuer brannte aus seinen Erinnerungen auf. Er dachte an manches Feuer, das er mit irgend einem ergebenen Helfer aus der Schule einst in der Haide gemacht. Er dachte auch an die Zigeunerfeuer. Flüchtige Schatten flogen in seinem Auge hin, wie sonderliche Gesichte, die er kaum noch zu nennen wußte.

Einhart war heut durchaus nicht auf dieser Welt. Auch jetzt nicht, wo er, in seinen langen Mantel gehüllt, in den Straßen die Schnarrteufel hörte, die Kinder an ihn herantrugen, um sie zu verkaufen. Auch ganz und gar nicht, als er nun unter die hellen Lampen am Markte kam, wo das Menschengetümmel sich staute und der Lärm wie ein Meer voll Unruhe ebbte und wogte.

Einhart lebte schon lange lauschend und staunend ein ganz eigenes, neues Leben voll neugieriger Erwartungen, und kindlicher Wärme, und Abgekehrtheit gegen Menschen und Dinge. Wie es immer Menschen leben, die wie Bienen den Duft des Lebens trachten zu süßem Honig zu gewinnen.

Und Einharts Blut geriet an dem Abend in

immer tiefere Begehrungen. Er kam sich durchaus jetzt so vor, als ob er um jeden Preis irgendeine Seele brauchte, der er von einem großen Glücke erzählen könnte. Er fühlte sich plötzlich sehr allein. Wie er an einer der Würstelbuden stehen blieb, erinnerte er sich, daß er sich für einen Besuch gar nicht angetan. Er trat heran, sich Abendbrot zu kaufen, und begann sofort in der Winternacht auf der Straße aus der Hand zu essen. Sein Blick suchte am Nachthimmel noch immer einen Feuerschein. Geräusche, die wie ein Ruf klangen, weckten ihn jedesmal wie ein Hilferuf. Es war Einhart durchaus nicht unangenehm. Das war nur so neben dem irdischen Tun sein ungeberdiges Sinnenspiel.

Das rastlose Treiben um und um führte ihn dann auf einem unbestimmten Wege heim zu sich. Dort drängte es ihn, gleich an Rosa zu schreiben. Er saß wieder oben in seinem Dachraume, der von einem winzigen Lampenscheine rötlich erhellt war. Daß die Gegenstände an den Wänden wie ferne Scheine glänzten. Er schrieb und träumte:

„Meine geliebte Schwester!

Was ist nicht alles, was einem Träumer durch den Sinn geht, wenn er einsam lebt. Zum

Beispiel, daß alles Ding um uns und wir selber im Feuer verbrennen können, und gar nichts bleibt als eine Hand voll Staub.

Und dann, daß doch auch Licht in der Weihnachtsnacht gar nicht wie Feuer ist, sondern wie eitel Sternenglanz in Tiefdunkel, nach dem die Menschen sich ewig emporsehnen. Ich habe heute so etwas empfunden. Jedesmal hat mir das Herz heftiger geschlagen.

Du mußt nämlich wissen, daß ich in sehr seltsamen Wegen hingehe. Das Sehnen hört in keinem Blute auf, wenn es mit rechten Dingen zugeht. In meinem nun schon gar nicht. Und gar noch, wenn man Menschen nahe kommt wie nie zuvor, und man doch wieder die tiefen Abgründe sieht, die uns alle voneinander trennen.

Wenn Du hier wärst!

Ich würde Dir in manchen Stunden doch zu sagen vermögen, was in mir hintreibt und nicht halten will in Entzückungen.

Und was mich ganz schwach zurücklaßt.

Wirklich: ich habe niemals solche eigene Trauer empfunden. Trauer, das ist dasselbe wie die Nacht. Wenn dann die Sonne wieder nahe ist, jauchzt die

Seele. Und ich nehme die Trauer gar nicht etwa mit traurigem Gesicht. Das sind eitel Schöpse, die nur Tag wollen oder nur immer große Feste.

Und auf jedes Fest muß man sich vorbereiten und hineinwallen sozusagen mit erfüllter Seele.

Aber was ich nie gekonnt habe, kann ich jetzt. Kannst Du Dir denken, daß ich jetzt eine ganze Woge Trauer in mir habe, und ich habe doch nicht einmal je das Meer gesehen. Ich fühle nur, was ein Meer voll Trauer ist.

Ich trauere manchmal auch über Euch zu Hause.

Um Mutter nicht. Die geliebte Mutter hatte Glutaugen, und jetzt bilde ich mir immer ein, daß sie mir in dem hellen Sterne zublinkt, der am Abend vom Balkon aus durch die kahlen Baumäste blinkt, als wäre er ein Demant auf dem Baume.

Ach Du weißt ja gar nicht, wo der Balkon ist! Du — ein Haus aus Marmor und darin eine hohe, liebliche Frau! Meine neue Mutter. Oder vielleicht ist es das garnicht . . .? Eine so schöne, strenge und traurige Frau. Die

doch lacht, wenn ich mit ihr plaudere. Und das alles ist ein Lied in meiner Seele, das ich nie ausſingen kann. Auch Dir nicht. Niemandem. Das ſich die Seele ſo hinſummt in ihrer Einſamkeit, ſo an ihren ſtillen Nachtgewäſſern in der Tiefe, darinnen Menſchen und Dinge in kriſtallner Stillung ſich ſpiegeln.

Ach Du, mein Lieb, Du, die mir allein noch daheim ein Andenken bewahrt. Wir alle ſind Toren, wenn wir nicht wider die Engel ſtreiten, die Paradieſe bewachen.

Und der arme Mann verfällt, der nicht ſich die Tränen der Reue mit mitleidiger Hand ſelber aus den Augen wiſcht und hingeht und lieber einen Weihnachtsteufel in ſeinen Händen ſchnarren macht.

Siehſt Du, aller Rede kurzer Sinn: ich lache jetzt meine ganzen, dummen Todgedanken weg, kaufe mir einen Weihnachtsteufel, ſchnarre den ganzen Weg bis hin in die Marmorvilla und ſchnarre treppauf und vor den ſcheuen Augen der hoheitsvollen Frau drinnen. Und wenn ſie auch mit geängſtigten Blicken zu mir ſagt: „Einhart, — ach nicht doch!“

Dann werde ich wenigstens noch die Schnarre im Ohre haben eine Woche lang, um mich ganz wie ein Ausgelaſſener zu geberden, mich herumzulümmeln in Seidenſeſſeln und zu tun, als wenn mir die ganze Welt ein Rauch wäre, wie nichts.

Lebe wohl, kleine, ſanfte Blickerin! Haſt Du noch die Augen wie friſche Kirſchen im Julimonat? Denkſt Du noch manchmal, daß es einen Einhart Selle gibt, der aus den ſtillen Nachtſeen die Dinge und Menſchen fiſchen will, die doch nur Träume ſind? Denkſt Du Dir auch manchmal, daß ich Leiden fühle? Und daß ich doch immer und immer nur lache und lache. Und wenn ſie mich ans Kreuz nageln, die geſunden Eſſer und Trinker, und alle, die es mit der harten Erde tun?

Wenn ich bei Dir wäre!

Du wärſt eine, der ich auch noch die Hand küßte, mein Liebchen. Dir und keiner ſonſt außer Frau Rehorſt, meiner Göttin, vor der ich mich ewig im Staube fühle.

Und nun: den Blick in den Weihnachtsglanz, mein Liebchen, und wo es etwas Verheißendes gibt! Dein Einhart.

Zwölftes Kapitel

Das war kurz vor Weihnacht gewesen. Weihnacht war im Hause von Rehorsts ein glänzendes Leuchten auf Treppen und in den weiten Räumen. Frau Rehorst war in einer unsagbaren Fülle bunter Dinge allzeit jetzt mitten inne. Rings lagen Schachteln und standen Spielsachen, und Stoffe lagen herum, kleine köstliche Etuis standen halboffen, einiges auf ihrem Tisch und auf den Borduren. Allenthalben lag das Glitzerwerk der Weihnachtsbäume, die sie selber mit Margit und den beiden Kleinen und Grottfuß geputzt hatte. Zwei Bäume, die fast bis zur Decke reichten, hatte man aufgerichtet. Es war ein Herzutragen und Kommen und Gehen allenthalben.

Am Morgen waren schon die Armen erschienen. An mehr als hundert hatte Frau Rehorst selber, wie eine Mutter Anna, auf der Küchentreppe ausgeteilt. Dann war Frau Rehorst sanften Ganges durch den Fabrikhof zu ein paar kranken Frauen ans Bett getreten, bewegt selber heimlich zu Tränen von dem Dank aus den scheuen Augen der Armseligkeit. Unterdessen einer nach dem andern von den Geladenen in dem erleuchteten Hause die

breiten Treppen emporstieg und in die von Tannenduft erfüllten Räume eingetreten.

Unter allen im Hause war es wie eine Art Opferfest. Das Gefühl wußte Frau Rehorst mit einem leidenschaftlichen Sinne zu wecken. Sie hatte dafür eine reine Inbrunst. Sie selber ging stumm und wie beschwörend mit einer silbernen Schaufel, die sie für diesen Zweck sich extra hatte von Einhart zeichnen und bilden lassen, einsam am Nachmittag ein paarmal durch die Räume und trug das heilige Räucherwerk hindurch, sich dünkend wie eine alte Prophetenfrau, die dem Feste ihre Seelenflammen einhauchte.

Stark fühlte sie sich, frei noch immer, sie selber aus ihrer Atemfülle, eine, die garnicht trauerte. Weil sie jetzt alles aus einem unausgesprochenen, unbekannten Glücke tat, das ihre Seele sich niemals eingestand. Sie selber in der wahrsten Festfreude, so in sich wartend und alles auch rings noch einmal prüfend, ob es Einharts Augen sehen und mit feinem Anfühlen der heimlichen Begehrung ebenso als eine Sprache und Rede zu sich empfinden würde.

Alles hatte sie hergerichtet, wie er es geheißen.

Er hatte eine ganz erlesene Art, eine Festweihe zu ersinnen und einzuteilen. Er hatte ausdrücklich gewünscht, daß es mit einem vollen, schönen Hochklange aus aller Mündern müßte begonnen sein.

Das Feierliche lag im allgemeinen Herrn Rehorst nicht. Und die Kinder drängten gewöhnlich gleich ins Licht und sahen nur die Geschenke. Das kritisierte Einhart in der Idee, obwohl er garnicht je gesehen, daß es hier oft so gewesen. Frau Rehorst hatte sich stets sanft darein gefügt. Sie hatte dann nur heimlich für sich eine Viertelstunde versunkner Besinnung ins Heilige gefunden. Jetzt hatte es Einhart bestimmt gesagt: „die Münder müßten sich alle einmal auftun, das Licht zu loben." „Und ich sage Ihnen," hatte er ausführlich erklärt, „nur wenn es eine Weile in den Atemstrom sich sammeln muß, einig zum Hinaustönen, wenn der Atemstrom so aus der Brust ein preisender Ton wird, und der Mund sich dann öffnet, die innige Sammlung hinauszugeben, dann ist der Mensch einen Augenblick eingefangen in seine Tempel und geht dann darnach lange einher mit froher Seele und frohen Augen." So redete Einhart. Er war schon ein rechter Kenner.

Und Frau Rehorst hatte alles angeordnet, wie es Einhart geheißen.

Jetzt begannen sich also die Gäste allmählich zu sammeln. Grottfuß war schon am Nachmittag gekommen. Er saß, weil die Damen helle Toiletten antaten, in feierlicher Salonkleidung in einem Winkel des Mittelzimmers unter einer glühenden Glasblume und las die Zeitung. Einige Beamte der Fabrik waren die Ersten. Dann kam ein junges Paar, ein Musiker mit seiner sehr musikalischen, jungen, runden Frau. Beide sahen sich lachend um, als sie Grottfuß kurz begrüßt hatten. Der Duft und die Stille der hellen Räume machten sie stumm. Dann kam als hauptsächlich erwartet ein junger, blonder Doktor, mit seiner ebenso rätselhaften, spröden, schönen, dunklen Frau.

Alles wartete.

Alle schienen festlich zu lächeln. Alles war in köstlichen Roben. Auch Frau Rehorst und Margit. Wie in Wolken von weißem Glanze schwebten sie herein.

Und es begann auch gleich ein Leben. Es begann draußen eine Glocke zu rufen. Auch der Hausherr erschien sanft und fast mit leisen Worten einen jeden Gast noch einmal willkommen heißend. Man

begann einen regen, wenn auch noch gedämpften Ton anzuschlagen. Man stand beieinander.

Frau Rehorst hatte sich hastig gleich im Nebenzimmer umgesehen. Sie konnte es nicht begreifen. Sie lief noch einmal in ihr Boudoir zurück.

„Ach Gott nein," sagte sie geschäftig zu Margit gewandt, „wir möchten doch noch eine Weile warten. Es sind gewiß noch nicht alle beisammen."

„Wer fehlt denn noch, Mutter?" sagte Margit arglos. Sie hatte es garnicht bemerkt, daß Einhart noch nicht unter den Anwesenden war.

Aber schließlich begann die Glocke wieder zu rufen, weil Herr Rehorst jetzt bestimmt Anordnung gegeben, um einer Bescherung seiner Beamten willen. Die Türen taten sich weit auf. Man ging in das geöffnete Weihnachtszimmer, wo die Tische mit Geschenken in Fülle, wie die herrlichsten, bunten Auslagen hingebreitet, unter der blendenden Lichterfülle sich häuften.

Frau Rehorst war außer sich heimlich. Sie war ohne Acht in die Zimmer zurückgelaufen noch einmal. Herr Rehorst und Margit kamen Mutter entgegen, weil sie sie beide bei der Bescherung plötzlich gesucht hatten.

„Nein, nein," sagte Frau Rehorst, die nun so tat, als wenn sie nur nach dem Programm gesucht, was sie jetzt auch wie eine gewichtige Verfügung in der Hand hielt. „Nein, das ist wider die Verabredung," sagte sie bestimmt auf den Zettel blickend. „Erst wollen wir jetzt doch das Weihnachtslied singen."

Man sang stehend, in dem hellerlichten Raum um die Weihnachtsbäume geschart, das alte, frohe Kinderlied: „Oh du selige — oh du fröhliche . . gnadenbringende Weihnachtszeit!" . .

Es klang im Chore. Frau Rehorst weinte gleich dabei. Aller Augen waren in Lachen sonst.

Frau Rehorst war außer sich. Auch wie das Lied verklungen, war niemand weiter eingetreten. Sie hatte sich wieder umgesehen. Und war dann innerlich beschäftigt pflichtmäßig unter die Gaben getreten. Herr Rehorst hatte sie gütig am Arme an den schönsten Tisch geführt, den er ihr im letzten Augenblick selbst bereitet.

„Oh mein Gott . . . nein . . nur solche Sachen nicht!" sagte sie fast hart. Aber küßte dann Herrn Rehorst mit Liebe. Einen herrlichen Schmuck brachte er. Seltsame, persische Opale mit schwarzen Bril-

lanten. Etwas ganz Fernes, Seltenes. Und seidene Stoffe und echte Gewebe aus dem Orient, Handwirkerarbeit. Es war auch für Frau Rehorst zum Entzücken. Sie sah es an noch mit der Träne im Auge.

Dann kamen die Kinder, beglückt die schönsten Dinge ihrer Weihnacht hinhaltend und der Mama die Hand und das Kleid küssend. Wie es besonders der liebebedürftige Junge tat. Margit kam und reckte sich auf und küßte der Mutter die Stirn viele, viele Male und lange. Und Grottfuß küßte ihr die Hand. Alles war ein Durcheinanderwogen von Licht und Duft und Lachen und frohen Gesichtern und Plaudern in die Luft hinein. Man bewegte sich durcheinander. Es war, wie wenn in allen ein Gesang der Freude noch ginge, eine Sucht sich immer wieder hinauszuwenden zu jedem ersten, der seine Augen hergewandt. Frau Rehorst war dann wieder, wie nun ein wenig beruhigt, hinausgeeilt. Fast unsicher jetzt. Sie war hinausgeeilt, weil sie noch einiges in der Küche anzuordnen vorgab. In Wahrheit lief sie doch, wie sie war, in einem ersten, besten Mantel, den sie ergriffen, auf die Straße und hatte nichts Törichteres tun wollen, als zu Einhart hinzuhasten. Draußen begriff sie die ganze Lage und

kehrte zurück. Sie hatte sich in ihr Zimmer aufs Sofa geworfen, um plötzlich in ein hastiges, unstillbares Weinen auszubrechen. Herr Rehorst kam sie dort suchen, und Margit kam und küßte die Mutter.

„Ach liebes Kind ... lieber Rehorst," sagte sie gleich ganz ermannt, „sei nur nicht besorgt. Es kamen mir Gedanken, die mich ein wenig erregen. Das macht die viele Unruhe der letzten Tage." „Ja, Geliebte," sagte Herr Rehorst ganz bekümmert und küßte ihre Hände. „Ich habe es dir ja voraus gesagt, daß diese ganze Arbeit um all die Menschen für dich zuviel sein mußte. Aber hörst du denn, Kind? Willst du niemals hören? Sei nicht böse, wenn ich so schelte. Aber ich wußte es ja doch! Es mußte ja so kommen!"

Frau Rehorst ermannte sich vollends und war an dem Abend dann heiter, daß alle dachten, sie lachte auch zu dem Weihnachtsfeste. Auch wie man an der langen Tafel saß, war sie wie mitten hineingehoben in den Festtrubel, ragte hoch, sah sich achtlos und sicher um und machte alle Trauer vergessen.

Dreizehntes Kapitel

Einhart wußte jetzt genug in der Fülle seiner einsamen Aufwallungen, als daß er nicht hätte allmählich mit sich in Uneinigkeit kommen und in den Tagen vor Weihnacht sollen unentschlossen und unter mahnenden Stimmen innen an dem großen Gittertor des Rehorstschen Parkes stehen, ohne doch einzutreten.

Auch am Weihnachtsabend war es nicht anders gewesen.

Schon am Tage war er von der ruhelosen Geschäftigkeit, die in dem Mietshause bis in die Dachkammern herrschte, in sich tiefer als sonst aufgejagt, und hatte vergeblich versucht zu malen und dann zu lesen. Übrigens kannte er längst die Evangelien gut, und dachte, daß es ihm eine rechte Stimmung wecken könnte und ihn versinken machen, sich unter die schlafenden Hirten auf dem finsteren Nachtfelde neben den Herden zu mischen und den Stern im Tiefdunkel anzustarren, der über der Hütte mit dem heilbringenden Kinde schwebte. Aber was unter den Bauersleuten das Jahr vorher seine Seele in eine freie Weihnachtsfreude emporgehoben, das zerfloß jetzt in der Unrast seiner Begierden, die

ihn schon am Nachmittag des heiligen Abends zu plagen angefangen. Angesichts des gescheitelten Grottfuß, der ihn am Nachmittag schon ins Rehorstsche Haus hatte mitnehmen wollen, und der sich jetzt nur im Vollgefühl der prunkenden Absichten fühlte, die man dort für den Abend hegte, und inmitten der Einigkeit der Menge, die er unten auf den Straßen, mit frohen Gesichtern eilen sah, faßte ihn ein solches Gefühl von Fremde und eigener Einsamkeit und flügelfreier Sehnsucht hinauszuziehen, daß er in der Menge gestoßen und gehalten hin und her irrte, ziellos keine Stätte fand, und völlig ermüdet um die eigentliche Bescherungsstunde bei Rehorsts sich, statt dort hin, nur wieder bis an seines Hauses Eingang zurückgefunden.

„Es ist eine Rätselwelt," dachte er, wie er aufstieg Stufe um Stufe, unentschlossen und nicht aufgelegt.

„Um Christ geht's," sagte er, „und sie machen einen großen Markt. Und draußen gar werden sich die Damen in Roben von Seidentüll und mit flaumigem Halse zeigen — ganz wie Joseph und Maria in dem Eselstalle."

„Meine Bodenklause ist mir heute gut genug," dachte

er fast trotzig. Er wußte selbst dann nicht, wie lange er in dem Arbeitsraume im tiefen Dunkel versunken gesessen. Also daß nur die Sterne aus der Höhe darüber leuchteten, wohin er den Blick ewig hinausgewandt. Daß er noch immer sich nicht zu sich fand, von dem Zauber des Silberlichtes sanft getroffen, und von dem Gefühle, in einer tiefen, undeutbaren Enge und Kluft der Menschenwelt eingeschlossen, selbst nichts zu sein, als ein sehendes Auge, das sich emporhob bis in die weiten, schweigenden, reinen Gewölbe der hellen Nacht.

Aber dann ermannte er sich. Der Nachtschein hatte eine Helle auch auf seinen Tisch geworfen, und hatte dort etwas enthüllt, was seine Neugier erregte. In seiner Abwesenheit war ein Packet gekommen. Er machte sogleich Licht und sah, daß es von Rosas Hand adressiert war. Die Schwestern sandten allerhand Dinge, Sorgliches zum Anziehen, und Süßigkeiten auch, und Grüße lagen von allen drinnen. Auch mit schöner Handschrift ein Festgruß des Herrn Geheimrat, und vor allem ein Brief von Rosa. Aber er kam nicht dazu, die Briefe genauer anzusehen. Die Weihnachtsglocken begannen draußen über die Dächer der Stadt zu dröhnen, und Er-

innerungen waren heute genug wach, daß sich Einhart nach mehr Aufwühlen nicht sehnte. Etwas wie Unruhe ging gleich aus dem Glockengewoge neu in ihn ein, daß er wie in Unzufriedenheit aufsprang.

Im Grunde waren es jetzt nur Gedanken und Bilder von Frau Rehorst, die er verscheuchen wollte, vor denen er floh, und die er suchte, wenn er geflohen war, und die ihm sich in seltsamen Spielen verwoben zu grotesker Belachung seiner Sehnsuchten und sich zusammenfanden zu den zärtlichsten Friedensbildern von Liebenden in der einsamen Weihnachtsnacht. Er war wie gefangen. Langsam verdröhnten die Glockentöne wieder über der sternenbeschienenen Weihnachtstadt, als er seinen Blick durchs Fenster noch einmal hinauswandte, und sich entschloß, doch zu Rehorsts noch verspätet hinzugehen. Er warf seinen Mantel um und lief in den Straßen, was er konnte. Aber in der Nähe des marmornen Würfels kam ihm eine harte Lust an, in die Hölle zu fahren, statt in die geschmückten Prunksäle eines reichen Hauses.

„Mögen sie mich erwarten," dachte er .. „Ich werde zu den Zöllnern und Sündern gehen. Ich

werde gerade heute in einer Spelunke essen," nahm er sich vor mit einer spitzen Anwandlung. „Und meine neue Mutter wird den guten Sohn vergeblich unter den Ihren suchen. Ich werde einmal ein Fest für mich feiern, statt mit Fabrikbeamten und Dichtern und Musikern und Schwätzern und schönen Frauen." Unterwegs hatte sich ein junges, lächelndes Ding von Dirne an ihn gedrängt.

„Bist du auch so allein, wie ich?"

Das gefiel Einhart. Solche Frage kam gerade recht.

„Komm nur mit," sagte er, „wir werden zwei sein." So nahm sie seinen Arm, und Einhart lief mit ihr in das Kellerlokal, aus dem immer ein verstimmtes Orchestrion herausklang, wenn er am frühen Abend manchmal vorbeikam.

„Ich werde dich einmal alles fragen, was ich wissen will!" sagte Einhart lächelnd zu ihr.

„Frage nur zu, Herr," sagte das Mädchen.

So saßen sie bald in einem Winkel des kleinen Lokals, in dem etwa sechs Frauen in seidenen Ballroben mit entblößten Busen um einen Christbaum lachten.

„Überall ist heute Weihnacht. Auch diese Weiber

narrt der Stern aus Bethlehem," sagte Einharrt trocken.

Aber er sah, daß das Mädchen vor ihm sanfte, helle Augen hatte und beglückt in den brennenden Schein sich verlor.

„Es ist schön," sagte sie nur.

„Also du bist es doch zufrieden auf der Welt," fragte Einhart lachend.

„Nun, es ist ja entzückend hier," sagte die kleine blonde Person, „und wenn die Damen uns Weihnachtslieder singen, und du uns was Gutes zu essen geben läßt!"

Einhart sah sich mit vollkommenem Feuer um.

„Ja, also die Damen aus der Hölle singen uns Weihnachtslieder, und wir wollen wirklich etwas Gutes essen!"

„Ich habe meine Schlafstelle bei Frau Kern," erzählte die Blonde einfach, „aber die ist heute Aufwartung im Rehorstschen Hause. Da kommt sie erst spät, und es ist alles dunkel oben."

„Und Eltern und Geschwister und sonst Leute, die sich um dich kümmern?" redete Einhart.

„Hab ich nicht."

„Nun gut," sagte Einhart, „wir beide werden

jetzt in der Hölle sitzen, wo die Teufel selbst Weihnachtslieder singen, und werden uns Eins fühlen. Auch die Teufel sind alles nur Engel, die fielen. Das ist mir ein richtiges Weihnachtsfest. Weißt du, so sind wir recht, wie wir sein müssen, ganz ohne Namen in dieser Welt, ohne Erinnerung und ohne Vorschau."

Einhart strich der Blonden die goldnen Haare aus der Stirn und sah, daß sie leuchtende Augen gewann. Und sie aßen und lachten miteinander und plauderten und tranken. Unterdessen das Leben der losen, frechen Weiber am Tische in der Ecke mit Weihnachtsliedern, lautem Geschwätz und schrillem Gelächter unter dem Lichterbaume fortging.

Einhart versank immer mehr in Stummheit.

Er begann das Mädchen neben sich, die arglos alles wie ein Fest hinnahm, anzusehen und anzulächeln. Und er vergaß, wie er mit der Jungen in seinen Bodenraum zärtlich heimgekommen, und sie ihn im Halblicht seiner kleinen Lampe geküßt und gestreichelt hatte, bald in der Wärme ihrer weichen Umarmungen den Sinn aller Feierstunden und aller ihrer herkömmlichen Deutung.

Vierzehntes Kapitel

Frau Rehorsts Traum war in ganz jäher Weise im Herzen ausgeträumt. Als Tag und Stunde kam, wo Einhart sie in der Dämmerung gewöhnlich besuchen kam, sah sie bleich und erschöpft aus, weil sie einen Kampf gekämpft und alles heiße, heftige Drängen ihres Blutes in einem bestimmten Entschluß zur Ruhe gebracht.

Der Feiertagsfrieden lag im Hause. Das rührige Fest des Bescherungsabends war verklungen.

Frau Rehorst hatte ausdrücklich gewünscht, daß der eigentliche Feiertag zu einer stillen Freude der Zurückgezogenheit werden möchte, und zu einem Sichbesinnen oder auch Sichverlieren in fernen, fremden, schönen Dingen. In Frau Rehorsts Zimmer lagen tausenderlei Kunstmappen und neue Literatur jetzt herum. Sie las mit großer Leidenschaft noch, und hatte auch Herrn Rehorst und den Kindern heute ausdrücklich gesagt, daß sie nach all der Einkaufshast und den Beschenkungsunruhen endlich wieder einmal in die Gefilde der Träume eingehen wollte, ungestört.

Herr Rehorst ängstigte sich im geheimen noch ein wenig. Die melancholische Erregung von Frau Rehorst

am Weihnachtsabend hatte ihn erschreckt, zumal in der Familie von Frau Rehorst einige an derartigen Anwandlungen nervöser Gebrechlichkeit krankten. So hatte er Frau Rehorst nur am Nachmittag auf die Stirn geküßt, und ehe er sich selber in seine Arbeitsräume zurückzog, den Kindern leise und ausdrücklich gesagt, daß im Hause jeder Laut vermieden werden müßte. Die Kinder waren im Schlitten aufs Land gefahren. So saß Frau Rehorst bleich und in der eigentümlichen Schwäche, in der große Herzensentschließungen das Gemüt zurücklassen, und versuchte vergeblich in einem der Eindrücke zu haften, die sie dem Auge jetzt darbot.

„Es ist wunderlich," dachte sie, „daß wir nur Stärke und Ruhe gewinnen, wenn wir entsagen. Dann gewinnen wir uns selbst wieder. Sonst verbrennen wir unsre Kerze und verzehren unsre Hoffnung."

Sie hatte allerhand Bücher, köstliche, in Pergamentbänden mit goldnen Leisten und Blumen aufgeschlagen, und in jedes mit äußerem Blick hineingelesen. Und nichts hatte sie wirklich auch nur mit einem Hauche in ihre verzehrte Seele genommen. Alles trieb nur ein leeres Spiel draußen in den Vorhöfen des Lebens, wo die Eindrücke noch nicht wie-

dergeboren sind, keine Seele haben und keine Sprache reden.

Auch Bilder besah sie.

Den Millet'schen Reiter im fliegenden Mantel am einsamen, sturmumschrieenen Heideteiche hatte sie angesehen und flüchtig eine Tröstung empfunden und eine selige Ausschau, daß da auch einer nun Heimat und das Geliebte verlassen in eigener Bestimmung und mit sicheren Blicken, von Gewalten umheult und umrissen neu ins Ungewisse sich verlierend. So war auch ihr jetzt zu Mute. Sie saß bleich und verloren lange in ihrem Lehnsessel zurückgebogen und lauschte heimlich in die tiefe Feiertagsstille, die draußen und drinnen herrschte.

Dann beschloß sie an dem Tage niemand mehr bei sich einzulassen.

„Wer auch kommen möge. Ich bin nicht zu Haus," sagte sie dem Diener, der auf ihr Klingeln eingetreten.

Sie hatte sich am Schreibtisch niedergelassen und begann jetzt in ein Tagebuch einige Notizen zu machen. Sie hatte sich ein dunkles, glattfließendes Sammetkleid angetan, das in weichem Schwunge um sie lag, und trug einen breiten Silberschmuck mit feinen Gehängen um die Spitzen am Halse. Ihre Arme lagen

weiß in dem Dunkel der Seidenbehänge, die durchbrochen waren. Sie sann. Sie versuchte einiges aufzuschreiben, von dem, was vorgegangen und noch vorging.

„Rehorst ist die Himmelsgüte selber. Und ein Mensch ohne Mißtrauen. Wie war er geduldig! Und wie sinnlos kann mein Herz sich gebärden!" schrieb sie. Dann horchte sie. Es schienen durch den Garten Schritte zu stapfen. Sie war gleich aufgesprungen und hatte hinausgesehen. Aber es war auf dem Trottoir drüben außerhalb der Gitter. Sodaß sich Frau Rehorst zurück zum Schreibtisch niedersetzte. Das Bild ihres Vaters, der auch ein reicher Fabrikant gewesen, stand vor ihr in einer feinen Miniature, und das Bild ihrer Mutter, das sie lange anstarrte. Sie dachte an ihre Mädchenzeit.

„Ach ja," schrieb sie dann, „es gibt Menschen, die sehr, sehr lange herumirren und immer mit heiterem Gesicht, und die erst finden mit Leiden. Ich mußte längst eine Mutter sein, ehe ich begreifen lernte — und verstehen — und heiß begehren und verschweigen und verstummen und weinen und doch leben."

Sie weinte eine helle Träne, erhob sich, überwand sich, schloß das Buch in ein Geheimfach zurück und

sah in den Silberspiegel, um sich die Träne zu nehmen und sorglich mit der feinen Spitze Kühlung ins Auge zu wehen.

Aber sie lief dann wie hochgerichtet sogleich an die Tür. Jetzt war Einhart draußen. Ein Ton hatte sie erreicht, unbegreiflich, durch alle möglichen Räume. Sie klingelte. Sie riß die Tür ein wenig hastig auf und rief hinaus:

„Nein . . . nein nein nein! nicht etwa wegschicken!“ rief sie hinaus. Daß man Einhart zurückrief, den man schon abgewiesen, und daß er im nächsten Augenblick auch schon in der Tür erschien.

Frau Rehorst hatte sich in ihrem Lehnsessel zurückgeworfen, und ehe er in ihr Zimmer eintrat, die Arme ausgereckt und den Kopf krampfhaft nach hinten geworfen, nur um noch einmal sich zu fühlen und sich zu erraffen.

Einhart war es ziemlich unangenehm. Er kam in großem Zwiespalt. Er sah in dem Augenblick, als er eintrat, durchaus wie jemand aus, der sich nach allen möglichen Gefahren umsieht, die ihn hier umdrohten, und dem die tiefe Ruhe rings wie Unheil verkündete. Er wagte auch garnicht laut zu reden. Er versuchte „Guten Abend“ zu sagen. Aber das

Wort war ganz in der Kehle ſitzen geblieben, daß es nur wie ein heiſeres Geräuſch klang.

Frau Rehorſt ſaß ewig und hatte ſich nur jetzt die Augen mit den Händen bedeckt, ohne zu erwidern.

Und Einhart ſtand noch immer im Türrahmen.

Aber er ſchloß dann leiſe die Tür hinter ſich.

Es war eine dumpfe Stille, in die eine kleine, feine Uhr leiſe ein Schnarren trug und dann ein ſcharfes, verhallendes Pinken.

Frau Rehorſt mußte einfach hinauslachen.

Einhart kam ſich unglaublich dumm vor. Er fühlte, daß ſich etwas in ſeinem Blute zuſammenkrampfte, was mit dieſem Raum, mit dieſer Stille, mit dieſer Frau in ihn hineinwuchs. Er ſah ſo demütig aus, daß er an ſich halten mußte, um nicht Frau Rehorſt vor die Füße zu knieen, und ihr Ungeheuerliches an Worten und Preiſungen einfach leidenſchaftlich jetzt erregt zuzuflüſtern.

Es war eine ſolche heiße Luft um ihn, wie in einem Brande.

Er ſah dieſe ſanfte, hoheitsvolle, brütende Schwermut aus den tiefen Frageaugen ſich zu ihm ſtehlen, und begriff nicht, daß er noch ſtand und ſtand, wie

gebunden und in unsagbarer Erniedrigung. Er hatte alles vergessen, was sonst und gestern und ehegestern gewesen. Das Lachen von Frau Rehorst hatte ihn geschlagen, wie eine Peitsche. Das Lachen schien ihm ein Weinen zu sein.

„Nicht doch," sagte er zu ihr mit fast stechenden Augen und ging wie ein Schlafwandler näher.

„Nein, nein, nein, nein! bleiben Sie, Einhart! bleiben Sie, Einhart!" Fast in Angst geschrieen von Frau Rehorst, fast in furchtbarer Angstwallung.

Einhart war innerlich durch diese Abwehr und den Schrei so matt, er fühlte sich so zusammenbrechend, daß er an sich halten mußte, um nicht einfach zusammenzusinken.

Aber Frau Rehorst war in ihrer Haltung geblieben. Sie saß im Lehnstuhl und hielt die Hände wieder vor die Augen.

Da überkam es Einhart wie ein Wahnsinn. Daß er nicht mehr an sich hielt. Und Schwäche und Leidenschaft in gleichem Sinne rissen ihn nieder zu Frau Rehorsts Füßen, Schwäche und Leidenschaft griffen bittend nach ihren schönen, weißen Händen. Schwäche barg sich mit seinen schwarzen Haarsträhnen in ihrem

Schoß, und machte ihre Hände in seinen Haaren wühlen. Und Einhart zog ihre Arme nieder und ihren Mund an seine Lippen und redete nicht und versank in ewiges stummes Leuchten und Blicken von Auge zu Auge. Zwei Augenpaare voll scheuen, seligen Feuers in sanftschwarzen Lichtern glommen, unausgesungenen Glanzes. Die Stunde war stumm. Ihr Sinn war unendlich. Die Lippen brannten aufeinander und sprachen die stumme Sprache unerhörter Wonnen, die auch Einhart jetzt zum ersten Male eintrank, längst begreifend, längst lächelnd, und nach keinem Sinne begehrend.

Es war ruhig geblieben. Es war der Feiertagsfriede im Hause.

Als die Kinder mit Grottfuß heimkamen und über Einhart herfielen, wegen gestern, tat er wie ein Einfältiger und gab lächelnd Erklärungen, ohne zurückzudenken. Er sah nur Frau Rehorst manchmal sorglich an.

Und Frau Rehorst war seltsam fern und fremd mit den Ihrigen, als man sich zum Abendbrot zusammenfand. Wie wenn sie erhaben aufgerichtet wäre in strenger Bleiche, tonlos und wortlos, und im Raume für sich, und immer erst sich besinnen

müßte, daß Herr Rehorst, ihr Mann, und die Kinder und Grottfuß um sie wären.

Einhart saß in seinem Festrocke. Er fand sich zu einem blitzenden Blicke manchmal nur zufällig.

Grottfuß hatte sich mit den Kindern und Margit im Schnee draußen in der Heide vergnügt. Die Kinder beschrieben mit eiliger Aufregung ihrer Atemgänge das große Schneeballen, das sie draußen getrieben. So verging der Abend, indem Margit heimlich verliebte Blicke auf Grottfuß warf und die Stelle am Busen fühlte, wo seine Hand lange bei der Fahrt gelegen, und Einhart und alle, auch Herr Rehorst sahen manchmal heimlich auf Frau Rehorst, die wie eine Königin dasaß, bleich und von der Gewißheit gezeichnet.

Fünfzehntes Kapitel

Frau Rehorst lebte nun ein völlig verwandeltes Leben. Sie empfand sich und war erfüllt und konnte die Stunden nicht erwarten, die Einhart kam, oder die nicht, die sie in die enge Dachwohnung eintreten und in Betrachtung von Kunst und Leben versunken in Einharts liebender Hingabe verleben würde. Sie liebte Einhart bis zum Wahnsinn. Die Welt um sie war ihr zu einer gänzlich anderen geworden. Alles, was sie bisher umgeben hatte mit Liebe, begann schnell alle Kraft zu verlieren, derart, daß sie viele Male wie ratlos nach den einstigen Schätzen suchte, die sich in dürre Blätter verwandelt, die sie allein noch in der Hand hielt. Ihre Familie konnte gar nicht mehr an ihr Herz. Sie war sehr verschlossen und förmlich. Herr Rehorst, der ihre seltsamen Schwankungen von früher kannte, trug es in sanftem Gewährenlassen. Auch daß sie alle ihre Wohlfahrtsstiftungen auf einmal gänzlich beiseite ließ. Sie dachte in Wochen und Monaten nicht mehr daran, sich persönlich um derlei noch zu kümmern. Alles war versunken vor dem einen seligen Gefühl, von diesem dunklen, fremdartig rücksichtslosen, schlanken, jungen, lächelnden Träumer

und Künſtler geliebt zu ſein, der ſie auch heimlich nicht aus Herz und Auge ließ.

Ja noch mehr: was für Frau Rehorſt wie eine ſelige Inſel ſchien voller verjüngender Quellbrunnen, aus denen ſie die Jugend und das Vergeſſen ſchöpfte und ſchöpfte mit berauſchenden Blicken, alſo daß ſie einſtweilen nichts wußte von einem einſtigen Leben, rückkehrend zu dem alten, öden Strande, an dem ſie weinend geſeſſen, und nach den fernen Wundern ausgeſchaut, das war für Einhart ein lichterloh flammender Feuerberg, ſo alle Sehnſucht und Ausſicht beſchattend, daß ſeine wunderliche Neugier, aller Eindrücke Herr zu bleiben, ſich ganz verlor und er allenthalben nur als Beglückter ſich fühlte.

Das waren rechte Träume voll ſeliger Berauſchung. In dieſe Träume klang ein ſchriller Weckruf.

Der Frühling war langſam im Herzug. Frau Rehorſt hatte noch gegen Faſtnacht einen Ball veranſtaltet. Eine eigentümliche Gehobenheit hatte darüber gelegen, wie ein Rauch über einer goldnen Morgenfrühe. In den hellen Räumen bei Frau Rehorſt hatte ſich die Jugend in bunten Prunklumpen zuſammengefunden. Frau Rehorſt hatte

die Parole ausgegeben, einen orientalischen Bazar darzustellen. So war Jung und Alt gekommen in tausenderlei leuchtenden Gewanden der Aufgangsländer. Die lockenden Houries hinter ihren Seidenschleiern lachten mit funkelnden Augen hervor, und alte, mantelumhüllte, breite Patriarchen wandelten in den eingestimmten Räumen.

Frau Rehorst war als Zigeunerin erschienen. Sie sah wunderlich und unglaublich prächtig aus. Das machte auch, daß sie gleich wie losgebunden war. Eine wahre Verzehrung erfüllte an dem Abend ihre Blicke. Es war ein Auf- und Abwogen in den eigenartigsten Maskierungen. Auch Einhart kam, ein Zigeuner durch und durch. Er hatte eine Geige, die er strich. Ein paar Liedchen mit dem gleichen, schmelzenden Singeton. Frau Rehorst hing an ihm, wie eine junge Mutter an ihrem Kinde. Ihre Blicke versengten ihn.

Alle Hoheit war aus Frau Rehorst gewichen an dem Abend. Nur wie ein volles Leiden der Liebe. Es ging wie ein Fieber in ihr, und wie ein brennendes Fieber kam aus ihr in alle. Es war, als wenn mit allen diesen buntgekleideten, zahmen Menschen ein Dämon allmählich sein Wesen triebe.

Auch die jungen Künstler, die da waren, merkten nicht, wie sie ergriffen wurden, und die jungen Fräuleins, die längst schon mit Lockungen herumgingen, die sie sonst nicht gekannt hätten. Es war bald wie außer Rand und Band alles. Man tanzte in tollen Gebahrungen. Man lachte schrill und trieb Kurzweil mit Küssen und Umarmungen und sich herumjagen und widerstreben.

In diese Taumel drang ein jäher Schrei. Alles das Treiben war plötzlich verstummt. Man hatte Frau Rehorst in ihrem Hinrasen im wilden Zigeunertanze mit Einhart noch gesehen eben, wie sie sich an ihn krampfte bis zum Sterben, und plötzlich ihn losließ, und mit jähem Aufschrei das Haus erfüllte. Man mußte sie auch sogleich im Arme hinaustragen. Sie hörte erst eine lange Weile nicht auf zu schreien. Das Schreien klang, wie ein Reh klagt, allmählich. Wie ein entsetzlicher Herzensjammer, wie zu Tode getroffen.

Es war eine fürchterliche Überspannung, die zerriß.

Die Gesellschaft stand herum, wie wenn Gift plötzlich in aller Blut geflossen. Man kann sagen, die Mienen dieser sämtlichen Orientalen waren einfach

wie im Grauſen. Einige hatten geholfen. Man war ſtumm, wie wenn man eine Tote hinaustrüge aus den hellen Freudenſälen. Herr Rehorſt hatte mit einem anweſenden Arzte zugegriffen. Margit ſaß in einer Sofaecke zuſammengebrochen vor Schreck und zitterte.

Dann harrte ein jeder wie gebannt, zu hören, daß die erſte Nachricht der Beruhigung käme.

Alles blieb ewig ſtarr.

Weder der Arzt noch Herr Rehorſt erſchien. Es war eine entſetzliche, lautlos bebende Erregung, als wenn man die Pulſe aller hörte im Lichterglanze. Die bunte Schar ſtand, als wie eine Herde nach der Richtung ſcheu aufgerichtet, wo der Wolf oder das Raubtier „Leid" ſich plötzlich zum Angriff herangeſchlichen.

Und Einhart war längſt hinausgeeilt mit verzerrtem Lachen. Denn der Schrei ging in ihm wie eine wehe, unbegreifliche Zerklüftung. Es ſchrie in ihm noch immer mit derſelben Stimme, mit der Frau Rehorſt ſich in ſeinem Arm aufgerichtet hatte und zuſammengeſunken und ohne Macht nur dem Dämon hingegeben geweſen war.

Er lief in die kalte, graue Morgenluft. Er hatte

sich einen Mantel um die Schultern zu werfen vergessen. Er merkte draußen im Dämmer, daß er in seinem fremden Kostüm ohne Mütze einherlief. Er war auch bis in seine Dachwohnung heimgekommen.

Was er träumte und ansah, zerrann in Schemen, als er daheim in seinem Bodenraum im Morgengrauen auf der Erde lag und sich nicht zu sich fand in Schreck und Schauer und zerbrochener Sehnsucht und jachem Verfluchen alles Lebensatems. In der Sucht seiner unentrinnbaren Zwänge Gewalt von sich zu werfen, seiner Zwänge Gewalt und jener Frau eiserne Gebundenheit, die eben noch wie eine beflügelte Jugend in losem Erraffen der seligen Stunde hingeeilt war in seinen Armen.

Die Bilder und Prunklichter in rasender, drängender Fülle führten in seinen Augen einen Reigen, wie tote Narren im Leichenhemde, die in starrem Klappergebein hintollten. Aus allen Gesichtern ertönte der Tod wie eine schrille Tanzweise. Alle die Rhythmen des Abends klangen wie ein toller Lärm aus grinsendem Grabgelichter, ewig neu aufgeweckt, und ewig ihn neu stöhnen machend und stöhnen, und sich nicht

finden können, weder zu sich, noch zu dem, was ihn sonst im Leben in Ordnung umgeben hatte. Einhart war dann, als der Morgen kam, in seiner Zigeunertracht, wie er war, an der kalten Erde tiefverzehrten Blickes eingeschlafen.

Sechzehntes Kapitel

In Einharts Leben war damit etwas verklungen, jäh und schaurig, und hatte ihn ganz verhärmt und stumm und scheu zurückgelassen. Es war eine Zeit, in der er sich kaum anders noch blicken ließ, als daß er ungesehen in einer kleinen Spelunke saß, wo Arbeitsleute aßen und weder Künstler, noch Menschen der guten Gesellschaft ihn ansprechen konnten.

Frau Rehorst hatte zwischen Tod und Leben Tage und Wochen hingebracht. Man hatte völlig eine Weile verzweifelt, daß man sie könnte zurückgewinnen. Die schöne, stille Frau, die sie gewesen, war in weißen Spitzenkissen eingebettet, von Visionen und Verängstigungen geplagt, in wilden Fieberträumen hingejagt. Und hatte ein Leben von Tagen wie in Hölle und Fegefeuer gelebt. Um dann in das Nichts unergründlicher Erschöpfung eine Weile einzusinken, aus dem sie mit ebensolcher Flugkraft wieder in die Abgründe ihrer sinnlosen Peinigungen hinflog.

Endlich erschienen Anzeichen der Besserung. Und man kam an einem Tage zu der bestimmten Hoffnung, daß Frau Rehorst die schwere Krankheit doch überstehen würde.

Einhart war zu Herrn Rehorſt hingegangen und hatte es aus ſeinem Munde ſelber gehört, der es in einem heimlichen Beben und Zittern der Freude ausgeſprochen.

„Sie wird uns wiedergegeben," hatte Herr Rehorſt nur geſagt und war dann verſtummt, und war leiſe zurückgegangen, wie Einhart ebenfalls zum Gehen ſich anſchickte.

„Sie wird uns wiedergegeben," das begriff Einhart gar nicht. Er wußte es ja wohl, ohne es ſich vorzuhalten, daß das wirklich eine Wahrheit war. Aber ſeinem Gemüte war es ein tiefes Rätſel. Er konnte nicht einmal darüber ſinnen, weil er merkte, daß er dann ins Grenzenloſe und ganz Unhaltbare fortgetrieben wurde. So lief er nur in Halbgedanken, von denen er keine Aengſte und Enttäuſchung zu befürchten brauchte, und malte und zeichnete dann daheim, ſo gut er eben konnte in der dunklen Trauer ſeiner Seele, als Vorhang um Vorhang ſich um die Gefilde einer erlebten Traumſeligkeit zog, und die einſame, ſchöne Inſel Liebe in Tiefdunkel und Gram immer tiefer einſank.

Einhart kannte das Menſchengemüt. Es gibt Kinder und Junge, die Weiſe ſind. Das Blut iſt

von lange her und fließt wie ein ewiger, roter Strom mit allen Geheimnissen und ihrem Sinn beladen durch die Lebensgefilde. Es braucht nicht erst von Auge und Ohr ins Blut. Das Blut enthüllt es aus der Tiefe hinaus ins Leben. So werden allein auch Weisheitsbringer und Schönheitsbringer, wenn sie aus der Ewigkeit jenes roten Stromes schöpfen, und die dunklen Blumen des Schicksals brechen, die an dessen Ufern blühen.

Einhart wußte, was jener Schrei der Frau Rehorst gewesen, ein Hilferuf der armen Seele, die, aus ihrem engen Käfig vertrieben, nun in der grenzenlosen Oede und Wildnis der Seele sich nicht mehr ausfand. Er wußte, daß die großen Dämonen jetzt gewichen. Daß der sanfte Vatergeist sie wie eine weiße, verflogene Taube in seine warme Hand nun gebettet. Und daß, wenn sie aus den Fieberschrecken des Leidenschaftenkampfes genesen sich wiederfinden und sich mit ihrem eigenen Namen neu nennen würde, ihre Augen schamhaft lächeln würden über die verhallten Lärmschrecken der Seele. Sie sich erkennen würde mit sanfter, allzu schwacher Gebärde nur geborgen in ihren Kissen, von Liebe und

kindlichen, gestillten Sehnsuchten umgeben, und nichts mehr wissen würde, als nur wie ein fernes, fremdes Geläut, dessen Melodie das Herz vergeblich sucht noch zu finden, und das einmal wie eine Freiheit und eine Erlösung geklungen.

Einhart gewann Kraft in solchen Versunkenheiten. Daß er im Leide allmählich zu schaffen vermochte, das war sein Glück. Er tat allerhand Arbeit in Skizzen und Malweisen. Sein Atelier gewann ein buntes Aussehen. Er ließ niemand ein. Er war mit seinen Gesichten allein, die immer mehr leibhaftig wurden. Das hielt ihn immer neu aufrecht, wenn die Anfechtungen der Sehnsucht in ihm aufschrien. Daß er schließlich vor dem entstehenden Bilderwerk zu lächeln vermochte. Und ihn nur manchmal noch der Gedanke hin und her peinigte, wann er wohl endlich einmal das Glück haben würde, Frau Rehorst wieder zu sehen?

Denn ihr malte er jetzt in diesen Frühlingsmonaten, wo er wußte, daß sie genas. Ihr — auch wenn sie hingestorben wäre, hätte er es getan. Ihr, auch wenn sie ihn nicht erkennen würde jetzt — wenn sie ihn nur ansehen sollte, rein und unschuldig geworden wieder, wie ein schöner Engel, und von

allen Dämonen rein geworden durch ihre schwere Zeit.

Aber allen diesen Gefühlen kam dann auch an einem schönen, warmen, blütenduftigen Frühlingstage eine letzte Erlösung. Einhart war gerade im Begriff gewesen, in Herrn Rehorsts Vorhalle zu fragen. Da übergab man ihm einen Brief, der mit feinen, zärtlichen Zeichen geschrieben war. Frau Rehorst war jetzt zum ersten Male im Lichte des Tages und in den Duft des Flieders hingebettet gewesen. Da hatte sie den Brief geschrieben. Eine einzige Träne war still aus ihrem Auge geronnen — und ganz sanft schrieb sie dann, wie wenn sie Dinge und Ereignisse nicht mehr einstweilen fühlen könnte, nur noch ahnen:

„Mein lieber Einhart! Genesen! Ja . . .! Es war eine unsägliche Zeit. Eine unsäglich-unbegreifliche Leidenszeit! Aber der Hall im Ohre muß erst ganz verstummt sein. Ich werde immer mich trösten, daß Sie ein Künstler sind, und ich werde mit Stolz Ihren Namen hören, und Ihr Name wird mir immer klingen wie die unbegreiflichste Weise eines unbegreiflichen Liedes. Die Krankheit hat mich schwach zurückgelassen. Ich

muß das Lied und seine Melodie ganz vergessen. Feiern Sie die Gefühle, weil sie Feuer sind, wie aus Vulkanen, und das Licht der Sonne. Ich kann Sie nicht mehr sehen. Ich will ganz gesunden."

Als Einhart den Brief bekam, entschloß er sich gleich, die Stadt zu verlassen.

Gedruckt bei
Oscar Brandstetter
in Leipzig

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

117766
LG
H3746e
Author Hauptmann, Carl
Title Einhart der Lächler. Vol.1.